



Koran und Koptenkreuz auf dem Tahrirplatz in Kairo: Die ägyptische Revolution hat die Religionen zusammengeführt

«Eine Revolution ist wie die Liebe»

ÄGYPTEN/ Wochenlang schaute die Welt gebannt auf Ägypten. Was wird nun aus dem Land am Nil? Die Politologin Elham Manea staunt, hofft und bangt.

«Eine Revolution ist wie die Liebe: Sie passiert einem – und danach schaut man weiter», sagte mir der libanesischer Akademiker George Tamer. Die Revolution, die in Ägypten passiert ist, ist tatsächlich überraschend – angezettelt via Facebook durch junge idealistische Ägypterinnen und Ägypter. Sie wollten das Wunder von Tunesien wiederholen. Und sie haben erreicht, was sie wollten.

DAS STAUNEN. Ägypten zeigte sich in den letzten Wochen für viele von einer erstaunlichen Seite. Plötzlich merkte man in der Schweiz, dass die Ägypter Menschen sind wie alle anderen. Mit Kopftuch oder ohne Kopftuch, mit Bart oder ohne Bart, Menschen, die wollen, was alle wollen: Freiheit, Demokratie und ein würdiges Leben. Nie war ich so stolz auf meine ägyptischen Wurzeln wie in diesen Tagen, stolz auf die zivilisierten und friedlichen Demonstrantinnen und Demonstranten in Kairo, Alexandria, Suez und Port Said.

DIE INSPIRATION. Es gab inspirierende Momente: Ich denke etwa an die Demonstranten, die sich als Menschenschild vor das Ägyptische Nationalmuseum stellten, um Plünderer abzuwehren. Sie waren bereit, mit ihren Körpern die grossartige Geschichte ihres Landes zu verteidigen. Oder ich denke an Männer und Frauen, die gemeinsam – ohne Geschlechtertrennung! – auf dem Tahrirplatz beteten. Oder an die ägyptischen Kopten, die sich schützend um ihre betenden muslimischen

Landsleute gruppieren. Oder an jene Kopten, die ihre Sonntagsmesse auf dem Tahrirplatz abhielten. Oder, oder, oder.

DIE HOFFNUNG. Andere Momente stimmten mich hoffnungsvoll. Als der oberste iranische Geistliche, Ayatollah Ali Khamenei, den Volksaufstand gegen das ägyptische Regime von Hosni Mubarak als «islamische Befreiungsbewegung» bezeichnete, reagierte ein Anführer der Demonstranten empört. Er twitterte: «Wir sagen, misch dich nicht ein und geh schlafen. Wir bauen hier eine Demokratie.» Ägypter sind bekannt für ihren Humor. Sie haben ihn während dieser Zeit klar und deutlich gezeigt: «Der Einzige, der der Ausgangssperre gehorsam folgt, ist Hosni Mubarak», meldete ein Demonstrant vom Tahrirplatz.

Was in Ägypten geschehen ist, ist historisch, vergleichbar mit dem Fall der Berliner Mauer 1989. Trotzdem bin ich nicht blauäugig. Präsident Hosni Mubarak ist zwar zurückgetreten, aber sein korruptes System ist noch intakt. Die Armee, welche die Kontrolle übernommen hat, genießt in Ägypten zwar hohes Ansehen. Es bleibt jedoch unklar, ob der Militärrat willens ist, das System zu reformieren.

DIE SZENARIEN. Was wird passieren? Vier Szenarien sind möglich.

- Das türkische Modell: Die Armee erfüllt ihr Versprechen und garantiert den Übergang zu säkularer Demokratie und Rechtsstaat.

Die Trennung von Religion und Staat wäre dazu jedoch die Voraussetzung.

- Das alte System bleibt, nur die Gesichter werden ausgetauscht: Bei dieser Variante riskiert die Armee aber einen neuen Volksaufstand und die Destabilisierung des Landes.
- Das erschreckende iranische Schicksal: Islamisten kommen an die Macht, schaffen die Verfassung ab und ersetzen sie durch ein theokratisches Regime. Hierzu müssten die Islamisten die Armee neutralisieren, was kaum vorstellbar ist.
- Das Szenario «Zwischenstation»: Es gibt einige Reformen, eine politische Öffnung, aber keine Abkehr vom alten System.

DIE ROLLEN. Die Europäische Union und die USA werden eine wichtige Rolle spielen. Sie können ihr Fachwissen beim Aufbau solider Institutionen einbringen. Doch vorgängig muss der Westen endlich unmissverständlich Abstand nehmen von seiner alten Machtpolitik und die Unterstützung arabischer Autokraten aufgeben. Das wäre der grösste Dienst, den Amerika und Europa den arabischen Demokratiebewegungen erweisen können.

Was wird aus Ägypten? Niemand weiss es. Für heute will ich darüber auch nicht weiter nachdenken. Lassen Sie mich noch eine Weile den Zustand «revolutionärer Verliebtheit» geniessen. Dann schauen wir weiter.

ELHAM MANEA



ELHAM MANEA, 45

hat ägyptische Wurzeln und ist jemenitisch-schweizerische Doppelbürgerin. Die Politologin hat in Kuwait, Jemen und Washington studiert. Heute ist sie Dozentin an der Universität Zürich und forscht über Demokratisierung im arabischen Raum und Frauen im Islam. Die Muslimin ist mit einem Schweizer verheiratet und lebt in Bern.



PORTRÄT

Drei Millionen für eine «geniale Idee»

URSULA STREIT. Im Westen der Stadt Bern soll ein Haus der Religionen entstehen: ein Ort des Dialogs zwischen den Religionen. Ursula Streit unterstützt die Pläne mit drei Millionen Franken – und appelliert an die Reichen im Land, es ihr gleichzutun. Warum? «Weil es ein einmaliges Projekt ist.» > Seite 12



DOSSIER

Schänk i dr mis Härz?

ORGANSPENDE. Fast in keinem anderen Land ist die Bereitschaft, ein Organ zu spenden, so klein wie in der Schweiz: Bei uns sterben Menschen, weil es an Lungen, Herzen, Nieren fehlt. Ist Organ spenden ein Akt christlicher Nächstenliebe? Oder Verrat an der Seele? > Seiten 5–8



TV

Kameras im Gottesdienst

BADEN. Am 6. März überträgt das Schweizer Fernsehen den ersten von vier reformierten Gottesdiensten aus Baden. Die Vorbereitung in der Kirchgemeinde läuft auf Hochtouren. > Seite 2

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Am Freitag, 4. März, ist Weltgebetstag. Dieses Jahr wird er nach einer Liturgie von Frauen aus Chile gefeiert. Informationen zu Anlässen in Ihrer Kirchgemeinde > ab Seite 13

«Wo parkieren wir den 26-Tönnner?»

FASNACHT/ Der Badener Gottesdienst vom 6. März wird vom Schweizer Fernsehen live übertragen. Impressionen vom ersten Meeting in der Kirchgemeinde.

Die reformierte Stadtkirche Baden hüllt sich vornehm in Nebel. Am Eingang herrscht emsiges Treiben, mittendrin ein ruhender Pol: der Sigrist der hiesigen Kirchgemeinde. Kaskaden von Fragen prasseln auf ihn ein: *Wo kann man hier einen 26-Tönnner parkieren? Wer kümmert sich um die Durchfahrtsbewilligung bei der Polizei? Lässt sich die Telefonleitung irgendwo anzapfen?* Besonnen und versiert gibt der Mann Auskunft, hilft hier, klärt dort. Immer mehr Menschen trudeln ein. In Baden ist das Schweizer Fernsehen zu Gast. Ein erstes, klärendes Treffen vor Ort, bevor es ernst gilt. Am 6. März ist Premiere. Dann wird der erste von vier reformierten Gottesdiensten in diesem Jahr live übertragen. Gemäss neuem Konzept kommen die seit fünfzig Jahren am Sonntagmorgen ausgestrahlten Gottesdienste nicht mehr aus verschiedenen reformierten Gemeinden, sondern pro Jahr nur noch aus einer. Die Kirchgemeinde Baden hat sich einem aufwendigen Prüfungsverfahren gestellt und den Zuschlag für 2011 bekommen.

BILD. Ein Fernsehgottesdienst ist kein Zuckerschlecken. Er bedeutet für die Kirchgemeinde einen Riesenaufwand. So viel wenig später klar, als sich die Gruppe im Kirchenraum versammelt. Frisch renoviert, unkonventionell in der Aufteilung und ästhetisch beeindruckend schlicht, ist dieser bestens geeignet für TV-Übertragungen. Zu Beginn eine Vorstellungsrunde: Anwesend sind drei Pfarrpersonen, der Sigrist, der Verwalter der Kirchgemeinde, die Projektleiterin der reformierten Medien und ein ungefähr zehnköpfiges Team vom Schweizer Fernsehen. Zuerst gehts um allgemeine Fragen, dann um den Ablauf des Gottesdienstes. *Punkt zehn gehen wir auf Sendung. Was ist mit den Kirchenglocken? – Liegen bereits auf CD vor und werden zwanzig Sekunden lang eingeblendet. – Wie viel Zeit beansprucht die Predigt? Und was ist schon wieder das Thema? – Vom Ablauf her klassische Liturgie mit zwei Lesungen. – Das ist perfekt.*

TON. *Was ist mit der Musik?* Da die Badener Kirchgemeinde Anfang März traditionellerweise einen Fasnachtsgottesdienst feiert, wird die Guggenmusik «Dätschwiler 05» mit von der Partie sein. Doch: *Wo sollen die dreissig Musikerinnen und Musiker stehen? Was macht tontechnisch Sinn, wie wirkt das Bild? – Kann man diese Blumen hier verschieben? – Wir müssen bedenken: Was wir in der Kirche sehen, sieht man nicht unbedingt am Bildschirm, ermahnt die Redaktorin. Während der technische Leiter mit dem Sigristen nach geeigneten Steckdosen sucht, steigt die Organistin mit dem Tontechniker auf die Empore. Soll der Trompeter rechts oder links von der Orgel stehen? – Das Gespräch mit dem Pfarrer am Ende der Sendung filmen wir auch hier oben. – In welchem Winkel scheint die Sonne rein? – Und wie kriegen wir die eine Kamera die Treppe hoch? – Wo bitte ist der Produzentenplatz? – Am Ende brauchts doch noch Aussenaufnahmen. Was ist mit denen? – Bringen wir nicht live, werden eine Viertelstunde vor dem Gottesdienst aufgezeichnet.*

MASKE. Weiter gehts ins Kirchgemeindehaus, wo die Räume für die Maske besichtigt werden. *Müssen die Mitglieder der Guggenmusik auch in die Maske? Wie viele sind das? Wie teilen wir das auf? Zur Detailbesprechung sitzen alle um den runden Tisch im Sitzungszimmer. Schlafen die Leute vom Fernsehen in Baden? – Nein, das ist viel zu teuer. Wir müssen sparen. Die Kameraleute treffen erst am Sonntag ein. Die sogenannte kalte Probe für Regie und Mitwirkende, aber ohne Kameras und technische Hilfsmittel, wird auf den Samstag vor dem Gottesdienst gelegt. Ist vorher noch eine Hochzeit in der Kirche? – Falls der Probegottesdienst zu lang oder zu kurz ist, müssen wir noch auffüllen oder streichen. Als Puffer wäre eine zusätzliche Liedstrophe gut. – Um welche Zeit können die Guggen proben?*



Am 6. März gilt's ernst. Dann wird der Gottesdienst aus der reformierten Stadtkirche Baden live im Schweizer Fernsehen übertragen

Am Sonntag, 6. März, ist Premiere. Um 9.30 Uhr beginnt das Einsingen mit den Gottesdienstbesuchern. *Wisst ihr jetzt, wo wir den 26-Tönnner parkieren? Steht er da nicht im Bild? – Hoffentlich wird die Kirche voll! ANNEGRET RUOFF*

FERNSEHGOTTESDIENST. Das Schweizer Fernsehen überträgt am Sonntag, 6. März, um 10 Uhr live den Gottesdienst aus der reformierten Kirche Baden. Das Einsingen für die Besucherinnen und Besucher beginnt um 9.30 Uhr, für Kinder wird ein Hütedienst angeboten. Weitere Fernsehgottesdienste aus Baden folgen am 22. Mai, am 4. September und am 27. November. www.refkirche-baden.ch



VERENA FRIEDRICH
DIE MUSIKERIN

«Als Kirchenmusikerin der Kirchgemeinde brauche ich für diesen Gottesdienst mehr Vorbereitung als üblich. Im gängigen Gottesdienst arbeite ich viel mit Improvisationen und lebe

mit einem Restrisiko an Fehlern. Für die Fernsehgottesdienste hingegen muss alles genau abgesprochen sein: Wer spielt was wie lang und in welcher Form? Die Musik wird sorgfältig ausgewählt, einerseits anhand der Gottesdienstthemen, andererseits nach der minutengenauen Zeitplanung. Das heisst: zwei bis drei Minuten pro Stück oder Lied. Durch die Zusammenarbeit mit anderen Musikern gibt es viel zu besprechen, auszuprobieren und zu proben. Als Bestandteil aller Fernsehgottesdienste bietet die Orgel den Zuschauern Wiedererkennung. Obwohl ich es gewohnt bin, vor Publikum zu spielen, sind die Fernsehgottesdienste eine besondere Herausforderung für mich.» AHO



MARKUS GRABER
DER PFARRER

«Als einer der Pfarrer der Kirchgemeinde Baden führe ich durch den Gottesdienst vom 6. März. Meine Predigt dreht sich um die Frage «Söll i oder söll i nid?». Dabei komme ich zum Schluss, dass es

wichtig ist, sich zu entschliessen. Auch Gott ist für mich eine äusserst entschlossene Instanz. Das Thema Fasnacht im Gottesdienst ist umstritten, in Baden aber hat es eine langjährige Tradition. Und weil der erste Fernsehgottesdienst nun just am Fasnachtswochenende stattfindet, haben wir uns entschieden, die Tradition zu belassen. Schliesslich soll der Gottesdienst ein authentisches Bild vermitteln und nicht extra fürs Fernsehen inszeniert sein. Auf den 6. März bereite ich mich sorgfältig vor, die Predigt wird kürzer sein als sonst. Speziell nervös bin ich nicht, ich versuche einfach, mich selbst zu sein. Und ich hoffe natürlich, dass die Kirche voll wird.» ARU



PASCALÉ KÄSER
DIE VERMITTLERIN

«Als Projektleiterin für Radio und Fernsehen bei den reformierten Medien bin ich zuständig für die Vermittlung zwischen der Kirchgemeinde und dem Schweizer Fernsehen. Obwohl ein Fernsehgottesdienst

von der Form und vom Inhalt her traditionell abläuft, ist vieles anders. Denn auch die Zuschauer zu Hause müssen das Gefühl bekommen, Teil der Gemeinde zu sein. Auf den Dialog mit der Gemeinde hin coache ich die Pfarrpersonen. Das habe ich bei meiner Arbeit als Radiopredigerin gelernt. Die Kirchgänger dürfen nicht in die Kamera schauen und sollen innig mitfeiern, wozu wir sie bei einem Warm-up anleiten. Ein bisschen mehr Fernsehkultur täte der Kirche gut. Man lernt, überzeugend aufzutreten und sich auf andere zu verlassen. In der Kirchenwelt redet ja jeder bei allem mit. Beim Fernsehen vertraut man den Fachleuten, jeder ist für seinen Bereich zuständig.» AHO



IRENE GYSEL
DIE REDAKTORIN

«Als verantwortliche Redaktorin betreue ich die Gottesdienste vonseiten des Fernsehens SRF. Sie werden seit fünfzig Jahren vor allem für diejenigen produziert, die nicht in die Kirche gehen können.

Umfragen haben gezeigt, dass das Publikum keine Event-Gottesdienste sehen will, sondern eher traditionelle. Dabei spielt die Musik eine wichtige Rolle, viele singen die Lieder vor dem Bildschirm mit. Die Mitwirkung der Guggenmusik in Baden fordert uns sowohl tontechnisch als auch inhaltlich heraus. Mir ist es ein Anliegen, dass das Thema Fasnacht richtig eingebettet ist im Gottesdienst, den wir jedoch möglichst so zeigen wollen, wie ihn die Gemeinde erlebt. Die Live-Übertragung ist wichtig. Wir schliessen die Sendung jeweils mit dem «Nachgefragt», wo wir aktuellen Bezug nehmen auf den Ort und die Predigt. So können die Zuschauenden den Gottesdienst verarbeiten und einordnen.» ARU

Wenn der Napf in Peru läge

KAMPAGNE/ ... dann wäre er bald weggebaggert. Gedankenspiel des Hobbygoldgräbers, Biobauern und Theologen Jules Rampini.

«Das da vorne zwischen den zwei Dreiecksbergen – das ist der Napf», sagt Jules Rampini und stapft weiter zu der Linde, die er auf der Krete für seinen Sohn Ramiro gepflanzt hat. Rampini ist Kleinbauer in Luthern im Luzerner Hinterland, aber auch Theologe und Sozialarbeiter. Und wenn es sein muss, gibt er einem nebenbei eine Lektion in Geologie. «Wo jetzt der Napf steht, war vor Urzeiten ein Meeresdelta, in das sich die Flüsse ergossen», erklärt er und skizziert im Zeitraffertempo, wie die Flüsse vor Jahrmillionen Felsen, Kies und Sand hierher verfrachtet haben. In dieser Gesteinsmühle seien auch Goldnuggets aus den Uralpen zu kleinen Plättchen, sogenannten Flittern, gewalzt worden.

GEKÖPFTE BERGE. Mit einem Salto mortale über viele Millionen Jahre hinweg landet Rampini wieder in der Gegenwart – und in Peru. Wenn der Napf in Peru läge, so skizziert er, würden die idyllischen Molasseformationen ratzeputz und in Windeseile von gefräsigen Bulldozern abgetragen. «Seit der Goldpreis in die Höhe geschneit ist, lohnt sich der Tagebau bereits bei einer Ausbeute von 0,5 Gramm Gold pro Tonne Gestein», erklärt er. Die Goldausbeute von 0,5 bis einem Gramm pro Tonne entspricht exakt der geologischen Beschaffenheit der sanften Hügel rund um den Napf. «Würde man in diesem Stil Gold abbauen, wäre der Napf in fünf Jahren von 1400 Metern auf 900 Meter Höhe geschrumpft.»

VERGIFTETES WASSER. Mit diesem Vergleich zielt Rampini auf die Tagesausbeute der Mine von Yanacocha im Norden Perus, der zweitgrössten Goldmine der Welt. Dort fressen sich Bagger mit ihren mannshohen Schaufelzähnen ins Erdreich und schütten ihren Aushub in 250-Tonnen-Laster, die so hoch wie ein vierstöckiges Haus sind. An einem Arbeitstag werden so bis zu 600 000 Tonnen Erde und Fels bewegt. Mittlerweile sind ganze Berge abgetragen worden. Aus dem riesigen Areal der Mine, fast so gross wie der Kanton Nidwalden, ist eine Mondlandschaft geworden. Kommt dazu, dass die Mine den Bauern ringsherum buchstäblich das Wasser abgräbt. Denn sie verbraucht jährlich 180 Millionen Kubikmeter Wasser, um, in einer Mischung mit hochgiftigem Zyanid, in Bassins das Gold aus dem Gestein zu extrahieren. Mit entsprechenden Folgen. «Der Grundwasserspiegel sinkt, Quellen für die Landwirtschaft versiegen, und die 170 000 Einwohner der nahe gelegenen Stadt Cajamarca leiden permanent unter Wassermangel», erzählt Jules Rampini. Besonders problematisch am Goldlaugeverfahren findet er, dass die Auffangbecken selten dicht sind. So gelangen giftige Abwässer in die Umwelt. Beim Laugeverfahren werden auch andere Schwermetalle herausgelöst, die einen hochtoxischen Cocktail hinterlassen.

Dank der Mine ist das Bruttoinlandprodukt rund um Cajamarca in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Die Kehrseite des neuen Reichtums zeigt sich laut Rampini aber deutlich: «Immer mehr Kinder der Region sind unterernährt. Die Mehrheit der Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.» Das sei auf die ungenügende Entschädigung der Minenarbeiter und deren Vertreibung von ihrem Boden zurückzuführen. Ein Vorwurf, den der US-amerikanische Minenbetreiber Newmont während der parallel zum Weltwirtschaftsforum in Davos veranstalteten Public Eye Awards 2009 zu hören bekam. Damals wurde der Bergbaukonzern von der «Erklärung von Bern» und Greenpeace als «gewissenlosestes Unternehmen des Jahres» ausgezeichnet.

VERARMTES VOLK. Jules Rampini ist mittlerweile zu einem Experten für Goldabbau geworden. Das hat viel mit seiner Biografie zu tun: Nach seinem Theologiestudium waren er und seine Frau Beatrice neun Jahre lang für verschiedene Projekte der Bethlehem-Mission Immensee in Peru tätig. Im Norden des Landes organisierte er sechs Jahre lang Selbsthilfe für die Strassenkinder. Während dieser

«Trotz des Goldreichtums sind immer mehr Kinder in Peru unterernährt. Die Bevölkerung leidet unter Armut und Verschmutzung.»

JULES RAMPINI

sammelte Fakten, um die dunkle Seite der glänzenden Goldmedaille auszuleuchten. «Vor fast 500 Jahren zeigte sich in Cajamarca schon: Gold ist mehr Fluch als Segen.» Das verdeutlichte zum Beispiel die Geschichte des berühmten Inkaherrschers Atahualpa, der trotz der Zahlung eines Lösegelds von mehreren Tonnen Gold vom Konquistadoren Pizarro enthaupet wurde.

VERRÜCKTE IDEE. Aufgebracht von den Entwicklungen in Peru, fragte sich Jules Rampini, wie er die Menschen in der Schweiz für dieses Drama sensibilisieren könne. Mit dem Berner Geografen Jonas Lambrigger, der seine Abschlussarbeit über die von ihrem Land vertriebenen Bauern der Yanacocha-Mine schrieb, spielte er erstmals den Vergleich durch: «Was, wenn der Napf in Peru läge?» Rampini schmunzelt: «Natürlich war uns klar, dass schon hiesige Raumplanungsgesetz den Tagebau in der Schweiz verunmöglichen würde.» Aber gerade diese Spannung macht das Szenario so bedenkenswert. Denn auf der einen Seite würde die Schweiz einen solchen Goldabbau innerhalb ihrer Grenzen nie dulden, auf der anderen Seite macht sie mit dem Gold aus Peru glänzende Geschäfte: Mehr als die Hälfte des peruanischen Goldes wird über die Schweiz als eine der internationalen Drehscheiben für Goldhandel vermarktet.

Das Gedankenexperiment, das in der Folge weiterentwickelt wurde, überzeugte die Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer. Die beiden Organisationen finanzierten für die diesjährige ökumenische Kampagne «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte» denn auch den Animationsfilm «Wenn der Napf ein Peruaner wäre» der Luzerner Filmemacherin Corina Schwingruber.

SAUBERES GOLD. Im Film posiert Jules Rampini mit einer Goldwaschpfanne im Bachbett. Er weiss: Die Abenteuerromantik der Goldwäschereschen, wie sie noch Jack London in seinen Romanen schildert, ist passé. Aber: Je mehr die Menschen über den schmutzigen Goldabbau wissen, desto grösser wird ihr Bedürfnis nach «sauberen»



Empört über den Goldabbau in Peru: Hobbygoldwäscher Jules Rampini

JULES RAMPINI, 49

Der Biobauer und Theologe kommt aus dem Napf, dem bekanntesten Goldgebiet der Schweiz. Der Hobby-Goldwäscher ist einer der grössten Kritiker des Goldabbaus in Peru: Während seines neunjährigen Auslandsaufenthalts hat er die Praktiken der dortigen Minengesellschaften kennengelernt.

BILD: MARCO FRAUCHNER

Verlobungsringen und Götti-Batzen. Grossbritannien etwa wagte zum diesjährigen Valentinstag eine Premiere: Lanciert wurde Goldschmuck mit Fairtrade-Siegel.

Für die Zukunft wünscht sich Jules Rampini, dass die Schweiz den ins Bergbaugeschäft involvierten einheimischen Unternehmen auferlegt, die Menschenrechte zur Messlatte ihres unternehmerischen Tuns zu machen. Zu den Firmen, die in Peru mit fragwürdigen Praktiken hervortreten, gehören laut BFA und Fastenopfer die in Zug domizilierten Bergbaukonsortien Xstrata und Glencore.

Für die Eröffnungsveranstaltung der ökumenischen Kampagne wird Rampini am 12. März mit seinem Esel von Luthern nach Luzern hinunterziehen. Um Unterschriften zu sammeln für die Petition der Hilfswerke: «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!». **DELFBUCHER**

Was hat Gold mit hungernden Menschen zu tun?

Antworten geben die christlichen Hilfswerke Brot für alle (BFA) und Fastenopfer mit der ökumenischen Kampagne 2011 zum Thema «Des einen Schatz, des andern Leid: Bodenschätze und Menschenrechte».

KAMPAGNE. Die Hilfswerke kritisieren, dass der Reichtum unter dem Boden vieler Länder kaum je der einheimischen Bevölkerung zugutekommt. Den Staaten entgingen im Gegenteil aufgrund ungerechter Verträge und unfairer Preise jährlich Milliarden Dollar an Einnahmen. Der Abbau von Rohstoffen habe zur Folge, dass die Bevölkerung häufig ohne genügende Entschädigung und gleichwertigen Ersatz von ihrem Boden vertrieben werde und unter Hunger und Armut leide.

AKTIONEN. Um über die Problematik zu informieren, geben BFA und «Fastenopfer» jährlich eine Agenda heraus. Am 10. März wird eine Unterschriftensammlung lanciert. Unter dem Titel «Unternehmen müssen Menschenrechte achten!» werden die Schweizer Behörden aufgefordert, eine einheitlichere Aussen- und Wirtschaftspolitik zu betreiben, welche auch die Unternehmen stärker in die Pflicht nimmt. Vom 9. bis 24. April verkaufen Hunderte von Bäckereien in der Schweiz ein «Brot zum Teilen», von dessen Verkauf je 50 Rappen an Projekte und Programme der beiden Hilfswerke gehen. Und am 2. April beteiligen sich Prominente am Verkauf von 160 000 Max-Havelaar-Rosen, deren Erlös Entwicklungsprojekten zugutekommt. **BFA/ARU**

www.oekumenischekampagne.ch

«Was ewig ist in der Zeit»

LITERATUR/ Silja Walter ist tot. In ihrem Schreiben wie in ihrem Leben war die dichtende Nonne zeitlebens auf der Suche nach Gott.

In ihrem letzten Tagebuch, das etwa sechs Wochen vor ihrem Tod abbrach, schrieb Silja Walter, die dichtende Nonne im Kloster Fahr bei Zürich, den schlichten Satz: «Ich habe Hunger nach Gott.» Die Hinwendung zu Gott, die Gottsuche ist das grosse Thema, das sich durch Leben und Werk von Silja Walter zieht. Bereits in ihren frühen Gedichten fährt sie «aus den singenden Fernen hinaus, die reglose Mitte zu finden». Und auch ihre Dichtung fuhr aus. 1944, als sie lungenkrank im Sanatorium lag, hatte sie ein Exemplar ihres ersten Gedichtbands im Wald unter dem Moos vergraben – für Gott. 1948 führte die Gottsuche sie ins Kloster Fahr, wo sie in der Klausur ihren «eingezäunten dünnen geschienten Tag» auf der benediktinischen Laufmatte von Gebet, Arbeit und Meditation im «Tanz des Gehorsams» mehr als sechzig Jahre lang ging – wissend: Unter der Laufmatte des Tages lebt das ewige Leben. Glühend ist der Glaube, mit dem die Nonne ihren Weg läuft, glühend ist das Zeugnis, das sie davon gibt.

VERBORGENER SINN. In ihrer Autobiografie «Das dreifarbene Meer» öffnet Silja Walter die Klausurtüre einen grossen Spalt und lässt den Leser in ihre spirituelle Biografie hineinsehen – in ihre Lebensgeschichte, die sie selber als Heilsgeschichte deutet und in der sie schon teil hat an dem, «was ewig ist in der Zeit». Sie schreibt dort von ihrer Liebe zum Tanz und ihrer Neigung für das Theater, von ihren ersten Erfahrungen in der Klausur und von dem vorkonziliaren Schleier; von der Arbeit auf dem Feld und den Rubriken in der Liturgie, vom Entstehen ihrer Bücher und von ihrer Abneigung vor öffentlichen Auftritten; von ihrer Gottsuche im Kloster und dem Gottesgeheimnis des «dreifarbenen Meers». Sie lässt die Welt am verborgenen Sinn des Lebens im Kloster teilnehmen und trägt umgekehrt das stille Geheimnis des brennenden Dornbuschs aus dem Leben im Kloster durch den Türspalt in die Welt hinaus. Wenngleich die äusseren Grenzen ihrer Lebensform eng erscheinen,

so ermöglichen sie ihr doch, frei und souverän «durch die Rinde des Dinglichen» hindurchzustossen, die «Herrlichkeit dahinter» zu finden, die Wirklichkeit «hinter den Wäschekörben und Antiphonarien und hinter der Dogmatik, hinter den Prozessionen durch den gewisselten Kreuzgang; und hinter dem Ganzen dahinter» und teilzunehmen an dem, «was ewig ist in der Zeit». Und sie stellt sonnenklar fest: «Gottes Gegenwart ist das, was ewig ist im Jetzt und Hier der Zeit.» So ist ihr Ausfahren immer gefolgt von einem Heimkehren und einem leisen Beben, das in den Knöcheln einen Tanz nach Hause trägt.

DURCHLÄSSIGES HERZ. Mit ihrem berühmten Gebet des Klosters am Rand der Stadt «Jemand muss dich kommen sehen» ist Silja Walter zu einer Stimme geworden, die die Gotteserwartung prophetisch durch alle Turbulenzen in Kirche und Gesellschaft durchträgt – auch für die Welt, die «oft so leichtsinnig» ist und «draussen herumläuft». Dabei nimmt sie sensibel die Zeichen der Zeit wahr, ahnt hinter den Fassaden den Gotteshunger und hält die Abwesenheit Gottes aus, ohne an seinem Kommen zu zweifeln. Sie sieht nach beiden Seiten, nach der Seite Gottes und nach der Seite der Welt, und gibt Gott in der monastischen Stabilität ihres Glaubens ihr Herz als Durchgangsort zum Menschen: «Herr, durch meine Zellentüre kommst du in die Welt und durch mein Herz zum Menschen. Was glaubst du, täten wir sonst? Wir bleiben, weil wir glauben. Zu glauben und zu bleiben sind wir da.»

REGLOSE MITTE. Am 31. Januar 2011 ist Silja Walter endgültig aus den singenden Fernen ausgefahren, die reglose Mitte zu finden, die «Herrlichkeit dahinter». Am Ufer zurück liess sie wie kostbare Muscheln im Sand ihre vielen poetischen Bilder, Gedichte, Hymnen, Geschichten, Spiele, Prosatexte und Meditationen, in denen das Reden von Gott und das Reden zu Gott so leicht ineinsfällt und ansteckend wirkt. **ULRIKE WOLITZ**

SILJA WALTER (1919–2011)

wurde 1919 in Rickenbach bei Olten geboren. Die Schwester des Schriftstellers Otto F. Walter studierte Literatur an der Universität Freiburg und trat 1948 ins Kloster Fahr ein, wo sie bis zu ihrem Tod am 31. Januar 2011 als Schwester Maria Hedwig lebte. Mit über sechzig Werken hat Silja Walter eines der reichsten Oeuvre der Schweizer Literaturgeschichte vorzuweisen.

SILJA WALTER: Das dreifarbene Meer. Meine Heilsgeschichte – eine Biografie. Paulus-Verlag 2009, Fr. 34.90

GESAMTAUSGABE in zehn Bänden. Paulus-Verlag, je Fr. 67.–



Silja Walter lebte und schrieb über sechzig Jahre im Kloster Fahr bei Zürich

BILD: KEYSSTONE



Maurilio Nussio in der Rolle des Pilatus

Faszinierend subjektive Sicht auf Jesus

THEATER/ Verstand versus Mysterium. Von diesem Spannungsfeld lebt das Stück «Meine Evangelien» des französischen Schriftstellers Eric-Emmanuel Schmitt.

Der erste Akt ist ein Krimi. Seit drei Tagen ist der Leichnam des vor drei Tagen gekreuzigten Jeshua – so der aramäische Name von Jesus – verschwunden. Dies bringt den römischen Statthalter Pilatus aus dem Konzept. Da er verhindern will, dass irgendwelche Gerüchte die Runde machen und schliesslich in Legenden enden, sucht er fieberhaft nach dem Verschollenen. Doch obwohl er sämtliche Spuren verfolgt und allen erdenklichen Indizien nachgeht, bleibt die Fahndung ohne Erfolg. Es ist verflixt: Je mehr Pilatus seinen Verstand bemüht, desto tiefer taucht er

ein in ein Geschehen, das letzten Endes nur als Mysterium begriffen werden kann.

ZWEIFELN. Zweiter Akt. Im Garten Gethsemane zweifelt und verzweifelt Jeshua am Abend vor seiner Kreuzigung an seinem Schicksal, der angekündigte Messias zu sein. In grosser Ehrlichkeit kehrt der zum Tod Geweihte seine Seele nach aussen – bis er sich durchringt, seine Bestimmung zu akzeptieren und den vorbestimmten Weg zu Ende zu gehen.

DISKUTIEREN. Das Theaterstück «Meine Evangelien» des französischen Dramatikers,

Romanciers und Philosophen Eric-Emmanuel Schmitt folgt als Bühnenfassung dem Roman «Das Evangelium nach Pilatus», der 2004 auf Deutsch erschienen ist. Dem 1960 geborenen Autor, der spätestens mit seiner inzwischen verfilmten Erzählung «Monsieur Ibrahim und die Blumen des Korans» Weltrang erreicht hat, gelingt es, auf dem Hintergrund der eigenen spirituellen Erfahrung, eine faszinierend subjektive Sicht auf die biblische Gestalt von Jesus zu werfen. Schmitt, der vom Atheisten zum Agnostiker geworden ist und sich heute als «gläubigen Schrift-

steller» bezeichnet, geht es indessen nie darum, irgendeine Wahrheit zu verkünden. Vielmehr ist er ein Verfechter des Zweifels. «Die Zuschauer sollen am Ende zweifeln, sollen diskutieren», sagte er anno 2007 in einem Interview. Und philosophierte weiter: «Wenn ich zweifle, dann innerhalb Gottes, nie ausserhalb.»

ANNEGRET RUOFF

MEINE EVANGELIEN. Theaterstück von Eric-Emmanuel Schmitt, in einer Aufführung des Theaters 58. Fr. 11. März, 20 Uhr, reformierte Kirche Strengelbach Fr. 1. April, 20.30 Uhr, Schulhaus Oberkulm, Aula Eintritt frei – Kollekte. www.theater58.ch

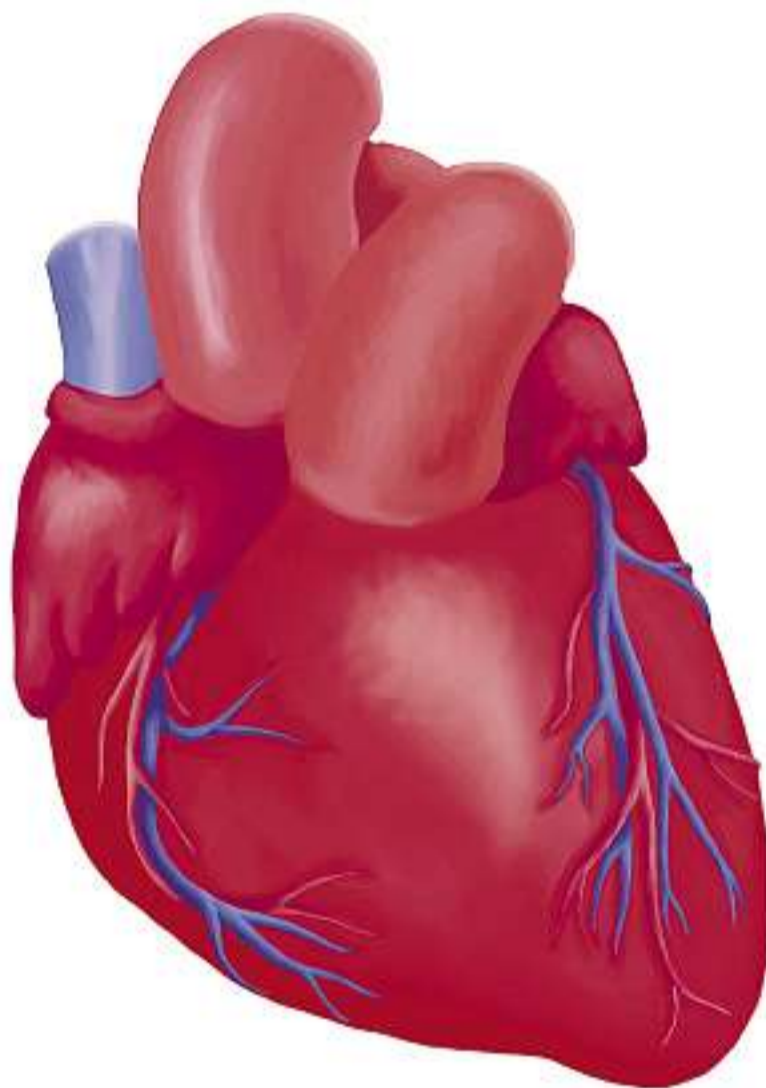
SPENDEN / Bei der Organentnahme ist der Körper noch warm: Wann ist man wirklich tot?

EMPFANGEN / Weiterleben mit einem fremden Herzen: Wie schafft man das?

«I schänke dr mis Härz»

ORGANSPENDE / Würden Sie es tun? Ihr Herz verschenken, Ihre Leber, Ihre Lunge? Organe spenden ist christliche Nächstenliebe. Oder etwa nicht?

CHRISTA AMSTUTZ TEXT / SABINE FREIERMUTH ILLUSTRATIONEN



dazu eine Einwilligung vorliegt. Ist der Wille der verstorbenen Person nicht bekannt, entscheiden die Angehörigen. Sind diese nicht erreichbar, ist eine Organentnahme verboten. Beim Widerspruchmodell, das in mehreren europäischen Ländern bereits praktiziert wird, gilt: Wenn kein Nein des Verstorbenen beziehungsweise seiner Familie vorliegt, wird er automatisch zum Organspender. Für Franz Immer, Chirurg und Direktor von Swisstransplant, steht fest: Eine strikte Widerspruchslösung wie in Österreich oder Belgien kommt in der Schweiz nicht infrage: «Wir würden weiterhin den Willen der Familie erfragen.»

IDEEN. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) hat gegenüber dem Widerspruchmodell offene Fragen. Eine gemeinschaftliche Verpflichtung zur Organspende, der man sich nur per Willenserklärung entziehen könne, sei ethisch und theologisch

kaum begründbar, macht der SEK geltend. Die Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle ist klar gegen das Modell: «Es darf nicht sein, dass über einen urteilsunfähigen Menschen einfach so entschieden wird.» Auch mit der heute geltenden Zustimmung via Angehörige ist sie nicht glücklich. «Meist ist der Wille des Betroffenen nicht bekannt. Also entscheiden die Angehörigen nach ihrem eigenen Werteprofil.» Optimal fände sie den Grundsatz: Für eine Organspende kommt nur infrage, wer ihr selber zugestimmt hat. Aktuell werden schweizweit lauter neue Ideen lanciert, um die Spendenbereitschaft zu erhöhen. Sie machen auch vor finanziellen Anreizen nicht halt: Erwogen werden etwa die Übernahme der Bestattungskosten für Organspender, Rabatte auf die Krankenkassenprämien oder gar Steuerabzüge.

FRAGEN. Die Transplantationsmedizin stellt den Menschen vor viele schwierige Entscheidungen. Bei Lebendspenden etwa ist der moralische Druck auf die Angehörigen als mögliche Spender riesig. «Würde ich meiner Schwester eine meiner Nieren schenken?», fragt sich Alberto Bondolfi. Und Ruth Baumann-Hölzle antwortet auf die Frage, ob sie selber ein Organ annehmen würde: «Vor allem als unsere Kinder klein waren, hätte ich das getan.» Deshalb ist sie trotz aller offenen Fragen auch selbst zu einer Spende bereit: «Eine Organspende ist immer ein Geschenk, ein Opfer.» Natürlich ist auch Franz Immer, Direktor von Swisstransplant, Organspender. Er erlaubt sich aber eine persönliche Ausnahme. «Meine Augenhornhaut möchte ich nicht geben. Ich schaue einem Menschen immer zuerst in die Augen.» Die Frage, ob und welche Organe man spenden wolle, müsse jeder für sich entscheiden, findet er. «Ich respektiere es, wenn jemand nach seinem Tod ungestört bleiben will oder Mühe hat mit der Vorstellung, dass sein Herz in einem anderen Menschen weiterlebt.»

2010 haben hierzulande gerade einmal 214 Personen ihre Organe gespendet. Damit steht die Schweiz im europäischen Vergleich an zweitletzter Stelle. Ohne die lateinische Schweiz wären die Spenderzahlen noch niedriger. Die Hälfte aller Organspenden kommen aus dem Tessin und der Romandie. Dort gibt es auf jeder Intensivstation eine Pflegefachperson, die sich um das Organspendewesen kümmert, Angehörige informiert und betreut und das übrige Personal weiterbildet.

DEBATTEN. Ob auch kulturelle Unterschiede eine Rolle spielen? «Die Hirntoddebatte etwa findet im italienischen und französischen Kulturkreis nicht statt», sagt Alberto Bondolfi, Ethikprofessor an den Universitäten Lausanne und Genf. Persönlich ist der Tessiner überzeugt: «Wenn ich hirntot bin, wächst zwar mein Bart weiter. Meine personale Existenz jedoch ist zu Ende. Mein Körper ist nur noch eine Hülle, ein Andenken an mich.» Dies sehen in der Deutschschweiz viele anders (vgl. Artikel auf Seite 7).

Das in den Siebzigerjahren in den USA entstandene Hirntodkonzept war die Geburtsstunde der Transplantationsmedizin. Von Anfang an wurde es heftig kritisiert, etwa mit dem Argument, der Hirntod stelle zwar den Eintritt in einen unaufhaltsamen Sterbeprozess dar, könne aber nicht mit dem Tod als Ende des Sterbens gleichgesetzt werden. Auch aus medizinischer Sicht war zu vernehmen, der Prozess der körperlichen Desintegration dauere länger als anfangs angenommen.

MODELLE. Im letzten Jahr starben in der Schweiz 59 Menschen, weil sie nicht rechtzeitig ein Spenderorgan erhielten. Drei Vorstösse im Parlament wollen dies nun ändern. So soll der Bundesrat zum Beispiel das so genannte Widerspruchmodell prüfen. Bis jetzt gilt in der Schweiz: Organe dürfen nur entnommen werden, wenn

EDITORIAL

RITA JOST
ist «reformiert.»-
Redaktorin in Bern



Nachdenken über die Konsequenzen

In der Schweiz gibt es zu wenig Organspenderinnen und -spender. Menschen sterben, weil es an Herzen, Lungen, Nieren fehlt. Ein Systemwandel hin zum «Widerspruchsmodell» könnte helfen: Dann würde Organspenden zur Regel und Nichtspenden zur Ausnahme.

DIE IDEE. Der Gedanke besticht. Genauso die Idee, im Fahrausweis zu vermerken, ob jemand spenden will oder nicht. Denn wer kann ernsthaft dagegen sein, dass mit seinen Organen Menschen gerettet werden?

DIE REALITÄT. Was theoretisch sinnvoll und menschlich selbstverständlich scheint, kann jedoch zum Trauma werden. Dann nämlich, wenn Angehörige am Sterbebett vom Willen des Sterbenden oder von den Bedürfnissen der Transplantationsmedizin überrumpelt werden. In dieser Ausnahmesituation ist die Realität hart und überfordernd. Denn die Organe der Spender müssen künstlich am Leben erhalten werden. Den «Todeszeitpunkt» bestimmt die Medizin. Ein sanftes Abschiednehmen ist das nicht.

WAS TUN? Der Spitzenmedizin zuvorkommen. Nachdenken über den eigenen Tod. Mit Angehörigen darüber sprechen. Sich informieren. Und dann entscheiden. Das kann den Hinterbliebenen dereinst helfen, mit einer schwierigen Situation klarzukommen.

Spenden oder nicht spenden?

TRANSPLANTATION / Egal, ob man sich schliesslich für oder gegen eine Organspende entscheidet: Die Fragen, die es zu klären gilt, gehen ans Eingemachte. Denn an der Grenze zwischen Leben und Tod bleibt vieles Glaubenssache.

Was ist ein Leben wert?

Wie teilt man Organe sinnvoll zu? Hat eine junge Mutter eher Anspruch auf ein Spenderherz als ein alter Single? Und was heisst das für die Medizin?

Nach werden im schweizerischen Transplantationswesen Menschen nicht in wertvolle und weniger wertvolle Mitglieder der Gesellschaft eingeteilt: Bei der Vergabe von Spenderorganen wird nach medizinischen Gesichtspunkten entschieden. Das Organ des Spenders muss zum Empfänger passen. Die Blutgruppen müssen sich vertragen, die Länge des Organs sollte stimmen und, bei Herz und Leber, auch das Gewicht. Kommen nach diesem medizinischen Auswahlverfahren mehrere mögliche Empfänger infrage, sieht das Gesetz drei Entscheidungskriterien vor. Gemäss diesen ist auch die Datenbank von Swisstransplant programmiert, welche für ein gemeldetes Organ nach möglichen Empfängern sucht.

Das wichtigste Kriterium ist die medizinische Dringlichkeit: Wer dem Tod nahe ist, hat Vorrang. Danach wird der medi-

auch ein 25-Jähriger, für den das Organ passt – die medizinisch gesehen erfolgreichere Kombination. In solchen Situationen wünscht sich Franz Immer von Swisstransplant mehr Entscheidungsspielraum für die Ärzte. Es gehe dabei um medizinische Nachhaltigkeit, betont er, und nicht darum, ob ein junger oder ein alter Mensch mehr wert sei. «Das Herz einer Siebzehnjährigen kann wiederum einer Sechzigjährigen gute Lebensjahre ermöglichen», so Franz Immer.

Nicht nur über die Gewichtung der Zuteilungskriterien wird diskutiert, sondern auch über ergänzende Auswahlhilfen. Das Clubmodell zum Beispiel funktioniert nach dem Grundsatz «Wer gibt, dem wird gegeben.» Die Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle sagt dazu: «Wenn mehrere Personen medizinisch in gleicher Art und Weise infrage kommen, finde ich es sinnvoll, dass bevorzugt wird, wer selber bereit ist, ein Organ zu spenden.» Ihr Kollege Alberto Bondolfi findet hingegen: «Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.» Unser Gesundheitswesen basiere auf dem Grundsatz, dass allen Kranken geholfen werde. In der Transplantationsmedizin eine andere Logik anzuwenden, hält der Tessiner für gefährlich.

«Am Schluss werden Krebspatienten, die geraucht haben, auch nicht mehr behandelt.» Dem hält Baumann-Hölzle entgegen: «Es geht nicht darum, selbstschädigendes Verhalten zu bestrafen, sondern opferbereite Menschen zu belohnen.»

Ganz anders wird der Wert des Menschen auf dem illegalen internationalen Organmarkt gehandelt: Arme verkaufen eine ihrer Nieren für wenige Hundert Franken. Reiche bezahlen dafür um die 100 000 Franken. Anreise und Spitalkosten inklusive. **ca**

«Ein Bonus-Malus-System geht für Autos, aber nicht für Menschen.»

ALBERTO BONDOLFI, KATH. THEOLOGE

zische Nutzen einer Transplantation bewertet: Ein altes Organ ist in einem jungen Menschen wenig nachhaltig, und bei Nierentransplantationen werden unter Zwanzigjährige bevorzugt wegen der schweren Folgeschäden der Dialyse. Zuletzt wird berücksichtigt, wie lange jemand schon auf der Warteliste steht.

Dieses Auswahlverfahren hat auch Schwächen. Wer am Sterben ist, kommt vor allen anderen dran. Steht beispielsweise ein zwanzigjähriges Herz zur Verfügung, wird es aufgrund der Dringlichkeit einem 65-jährigen Patienten zugeteilt. Auf der Warteliste wäre aber

Wann ist man seelisch tot?

Was halten Seelsorgende von der Organspende? Stört die Entnahme von Organen den Sterbeprozess? Oder ist der Hirntod auch in religiöser Hinsicht das Ende?

Sterben ist, wenn die Seele in Gestalt eines Vogels aus dem Mund eines Menschen entweicht. So stellten es sich mittelalterliche Maler vor. Manchmal ist die Seele auf ihren Bildern auch als kleine Person dargestellt, die nach dem Tod noch etwas beim Körper des Toten verweilt. Im Zeitalter der Naturwissenschaft sind solche Vorstellungen aus den Köpfen von Theologinnen und Theologen verschwunden. In erstaunlicher Einigkeit übernehmen sie die Sicht der Medizin, wonach ein Mensch mit dem Hirntod tot ist.

Barbara Oberholzer, reformierte Seelsorgerin am Unispital Zürich, sagt, sie habe verschiedene Bilder dafür, was beim Sterben geschehe. Für sie sei aber klar, dass mit dem Hirntod der seelisch-geistige Sterbeprozess abgeschlossen sei. «Ich vertraue darauf, dass die Seele dann in den göttlichen allumfassenden Ursprung zurückkehrt, unabhängig davon, wie ein Mensch gestorben ist.» Oberholzer will ihre Organe spenden, weil sie weiss, wie sehnlich viele schwer kranke Patienten auf ein neues Organ warten. So hält es auch Hubert Kössler, katholischer Seelsorger am Inselspital Bern. Für ihn ist die mittelalterliche Vorstellung vom Seelenvogel «ein wunderbares Bild, das aber theologisch nicht überzeuge. Die Vorstellung einer Trennung von Leib und Seele sei nämlich nicht biblisch, sondern entstamme der griechischen Philosophie. Kössler glaubt, dass der Mensch beim Hirntod gänzlich stirbt, mit Körper und Geist, um danach mit verwandeltem Leib wieder aufzuerstehen. Über das «Danach» könne man nur in Bildern sprechen, betont er. Ihm selbst gefalle das biblische Bild des himmlischen Jerusalems, doch als Seelsorger wolle er jedem Patienten helfen, sein eigenes, für ihn stimmiges Bild vom Sterben und vom Tod zu finden.

Die Spitalseelsorgenden liegen ganz auf der Linie der Kirchen, die prinzipiell fürs Organspenden

sind. Weil Organspenden Leben retten kann, betrachten sie es als Akt der Nächstenliebe. Jesus würde Ja sagen dazu, predigte einst der deutsche Bischof Wolfgang Huber. Der Spenderausweis von Josef Ratzinger wurde mit seiner Wahl zum Papst hinfällig, da der Körper eines Papstes heilig ist.

Einer der seltenen christlichen Skeptiker ist der pensionierte Zürcher Pfarrer Harry Bertschinger, der zwanzig Jahre lang als Spital-

«Beim Hirntod stirbt der Mensch gänzlich, mit Körper und Geist.»

HUBERT KÖSSLER, SPITALSEELSORGER

seelsorger tätig war. «Das Sterben ist ein Prozess, der nicht mit dem Erlöschen der Hirnaktivitäten aufhört», ist er überzeugt. Dies habe er bei den Totenwachen für seine Mutter und Schwiegermutter selbst gespürt. Harry Bertschinger würde seine Organe nicht spenden, denn sie beinhalten für ihn «eine psychische Dimension». Der Pfarrer hat einen Kurs bei der Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross besucht und bedauert, «dass die Theologie den Menschen heute so stark mit den Augen der Naturwissenschaft sieht».

Die Weltreligionen befürworten das Organspenden grösstenteils. Allerdings sind die Meinungen innerhalb des Islams und des Judentums nicht einheitlich. So lehnen orthodoxe Juden das Spenden meist ab, weil ihnen die Integrität des toten Körpers wichtig ist. Am skeptischsten ist der tibetische Buddhismus, der das Sterben als einen Prozess sieht, der über den körperlichen Tod hinausgeht. Doch auch hier gewichten einige Vertreter stärker, dass mit Organspenden Leben gerettet werden kann. **sas**

Wie stirbt ein Org...

Wann ist ein Mensch hirn-, wann he... In welchem Moment werden ihm die... für eine Transplantation entnomme... Und warum erhält er dabei eine Nar...

«Der Mensch ist tot, wenn die Funktionen seines Hirns einschliesslich des Hirnstamms irreversibel ausgefallen sind», steht im Schweizer Transplantationsgesetz. Bis ein Mensch für hirntot erklärt wird, müssen zwei unabhängige Neurologen, die nicht zum Transplantationsteam gehören, im Abstand von sechs Stunden genau festgelegte Untersuchungen durchführen. Damit ist die Praxis in der Schweiz im europäischen Vergleich recht sorgfältig. In achtzig Prozent der Fälle werden zusätzlich zur klinischen Diagnose bildgebende Verfahren wie die Magnetresonanztomographie (MRT) eingesetzt, die das Gesetz nur in gewissen Fällen zwingend vorschreibt.

Hat der hirntote Mensch seinen Willen zuvor nicht festgehalten, werden die Angehörigen gefragt, ob die Organe entnommen werden dürfen. Oft wird kritisiert, dass sie in dieser Schocksituation gar nicht entscheidungsfähig seien. Im Fall einer Organentnahme werden die Atmung und der Kreislauf des Hirntoten aufrecht erhalten, damit die Organe weiter durchblutet bleiben. Dass die Toten nicht wie Leichen aussehen, scheinbar atmen, ihre Körper warm sind, empfinden viele Angehörige als belastend. Nach der Organentnahme kann sich die Familie noch einmal vom Verstorbenen verabschieden, dessen Leichnam aufwendig wieder hergerichtet wurde.

In der Schweiz werden alle Organentnahmen unter Vollnarkose durchgeführt. Damit setzt sich das hiesige Transplantationswesen der Frage aus, ob ein hirntoter Mensch nicht doch noch Schmerzen empfinden kann. Begründet wird die Narkose mit Reflexen, die vom Rückenmark ausgehen und das exakte chirurgische Arbeiten stören können. Zum anderen gehe es um Respekt gegenüber der Leiche.

Als wäre die Hirntoddebatte nicht schon anspruchsvoll genug, kommt aktuell eine weitere Fragestellung hinzu. Neu dürfen in der Schweiz auch Organe von herztoten Menschen, den

Organspender?

Arztot?
e Organe
n?
kose?

«Non Heart Beating Donors», entnommen werden. Wird auf der Intensivstation entschieden, bei einem Patienten die Reanimation und sonstige Therapien einzustellen, ist er ein potenzieller Organspender. Da die Organe nach einem Kreislaufstillstand aber nicht mehr durchblutet sind, werden nur die Nieren und allenfalls die Lungen entnommen. Für das Herz sind die vorgeschriebenen zwanzig Minuten Wartezeit nach Feststellen des Herzstillstandes zu lang.

Wie lange man einen Menschen am Leben erhalten sollte, sei eine der grossen ethischen Herausforderungen im intensivmedizinischen Alltag, sagt Franz Immer, Chirurg und Direktor von Swisstransplant: «Ist der Verlauf aussichtslos, schlagen die Ärzte vor, die

«Wie lange man einen Menschen am Leben erhält, ist eine grosse ethische Herausforderung.»

FRANZ IMMER,
DIREKTOR VON SWISSTRANSPLANT

Therapie abbrechen. Aufgrund eines solchen Abbruchs sterben siebzig Prozent aller Patienten auf den Intensivstationen, unabhängig von einer Organentnahme.» Die reformierte Medizinerin Ruth Baumann-Hölzle findet die Organspenden nach einem kontrollierten Herz-Kreislauf-Stillstand hingegen fragwürdig. «Es ist höchst problematisch, wenn sich in den ohnehin schon schwierigen Entscheidung zum Therapieabbruch gleichzeitig das Interesse an den Organen des Patienten einmischt.» CA

AUGENHORNHAUT

Die Transplantation der Augenhornhaut – die kein Organ, sondern ein Gewebe ist – gilt als erste erfolgreiche Transplantation der Geschichte. 1905 übertrug der österreichische Augenarzt Eduard Zirm einem erblindeten Tagelöhner die Augenhornhaut eines verunglückten 11-Jährigen. Heute handelt es sich um einen Routineeingriff, der in der Schweiz 400- bis 500-mal jährlich durchgeführt wird.

HERZ

Die Herztransplantation gilt als die prestigeträchtigste Transplantation. Herz-Kreislauf-Erkrankungen sind die häufigste Todesursache in Industrieländern. So warteten 2009 in der Schweiz 60 Personen auf ein neues Herz, 30 erhielten eines. Damit eine Herztransplantation erfolgreich ist, muss der Empfänger hinsichtlich Alter und Gesundheit sorgfältig ausgewählt werden.

LUNGEN

Die Lungentransplantation ist die lukrativste: 145 000 Franken berechnen Transplantationszentren dafür (12 000 Franken kostet eine Lebertransplantation, 80 000 Franken eine Herztransplantation). Die Zahl der Menschen, die auf eine Lunge warten, hat sich in den letzten Jahren stark erhöht. 2009 waren es in der Schweiz 120 Personen, 39 erhielten das ganze Organ oder einen oder zwei Lungenflügel.

LEBER

Nach der Niere ist die Leber das am zweithäufigsten transplantierte Organ. 2009 erhielten in der Schweiz 102 Personen eine neue Leber, nur ein kleiner Teil stammte von lebenden Spendern. Da die Leber sehr gut durchblutet ist und innerhalb kurzer Zeit wieder auf die Normalgrösse anwächst, werden auch Split-Operationen durchgeführt: Die gespendete Leber wird geteilt und zwei Personen eingepflanzt.

NIEREN

Nieren werden so häufig verpflanzt wie kein anderes Organ. 2009 waren es in der Schweiz 291 Stück, das sind 62 Prozent aller transplantierten Organe. Über ein Drittel stammte von lebenden Personen, die eine Niere spendeten. Die Alternative zur Transplantation ist die Dialyse, die als Ersatz für die nicht mehr funktionierende Niere dreimal wöchentlich Giftstoffe aus dem Blut wäscht.

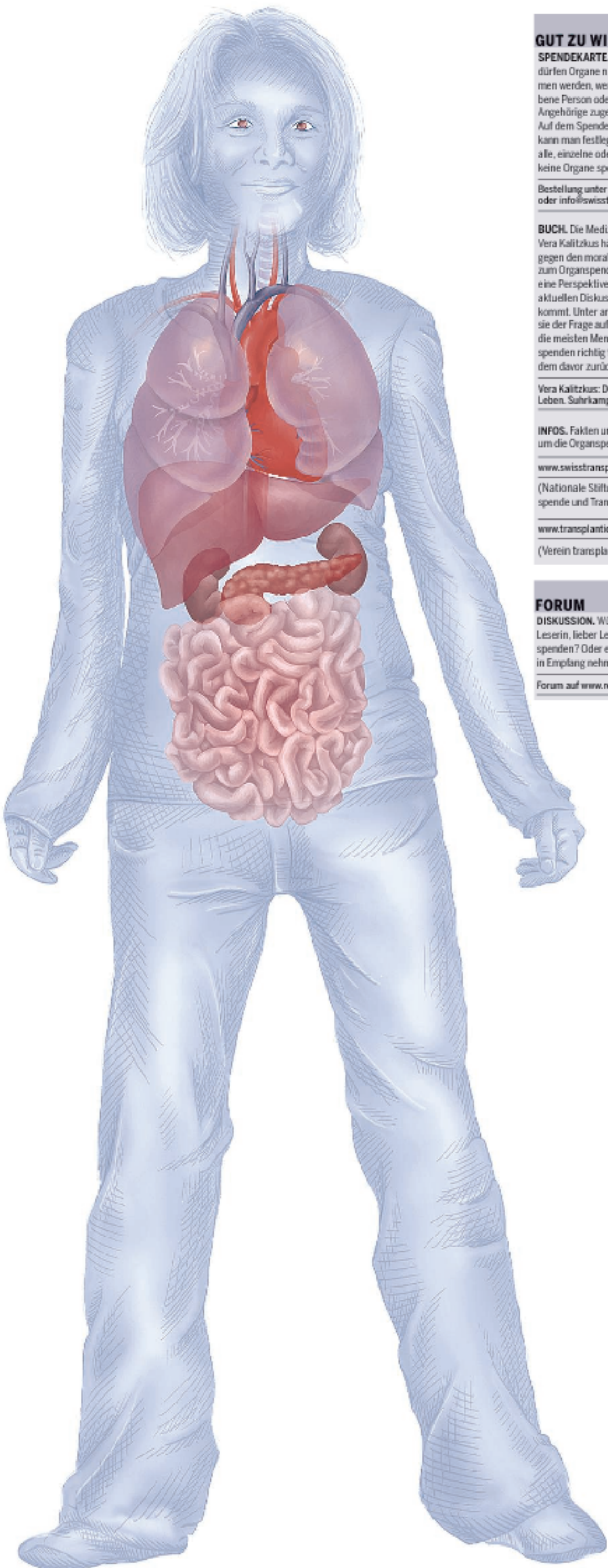
BAUCHSPEICHELDRÜSE

Die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), die Verdauungsenzyme produziert, wird zur Therapie einer Form von Diabetes verpflanzt. Heute wird sie meist in Kombination mit der Niere transplantiert, um die Folgeschäden der Diabetes an der Niere aufzuhalten. 2009 wurden schweizweit 10 Bauchspeicheldrüsen transplantiert, in 10 weiteren Fällen die aus ihr isolierten Inselzellen, die Insulin produzieren.

DÜNNDARM

Weltweit äusserst selten ist die Transplantation des Dünndarms, der für die Verdauung und Aufnahme von Nährstoffen wichtig ist. In der Schweiz wurde sie von 1998 bis 2008 nur sechs Mal durchgeführt. Empfänger sind oft junge Menschen mit seltenen Erbkrankheiten. Abstoßungsreaktionen sind wegen den Immunzellen im Darm deutlich häufiger als bei anderen Transplantationen. SAS

Quelle: www.swisstransplant.org



GUT ZU WISSEN

SPENDEKARTE. In der Schweiz dürfen Organe nur entnommen werden, wenn die verstorbene Person oder deren Angehörige zugestimmt haben. Auf dem Spenderausweis kann man festlegen, ob man alle, einzelne oder gar keine Organe spenden will.

Bestellung unter Tel. 0800 570 234 oder info@swisstransplant.org

BUCH. Die Medizinerin Vera Kalitzkus hält ein Plädoyer gegen den moralischen Druck zum Organspenden und eröffnet eine Perspektive, die in der aktuellen Diskussion oft zu kurz kommt. Unter anderem geht sie der Frage auf den Grund, warum die meisten Menschen Organspenden richtig finden, aber trotzdem davor zurückschrecken.

Vera Kalitzkus: *Dein Tod, mein Leben.* Suhrkamp, 2009. Fr. 15.50.

INFOS. Fakten und Wissen rund um die Organspende:

www.swisstransplant.org

(Nationale Stiftung für Organspende und Transplantation)

www.transplantierte.ch

(Verein transplantierter Menschen)

FORUM

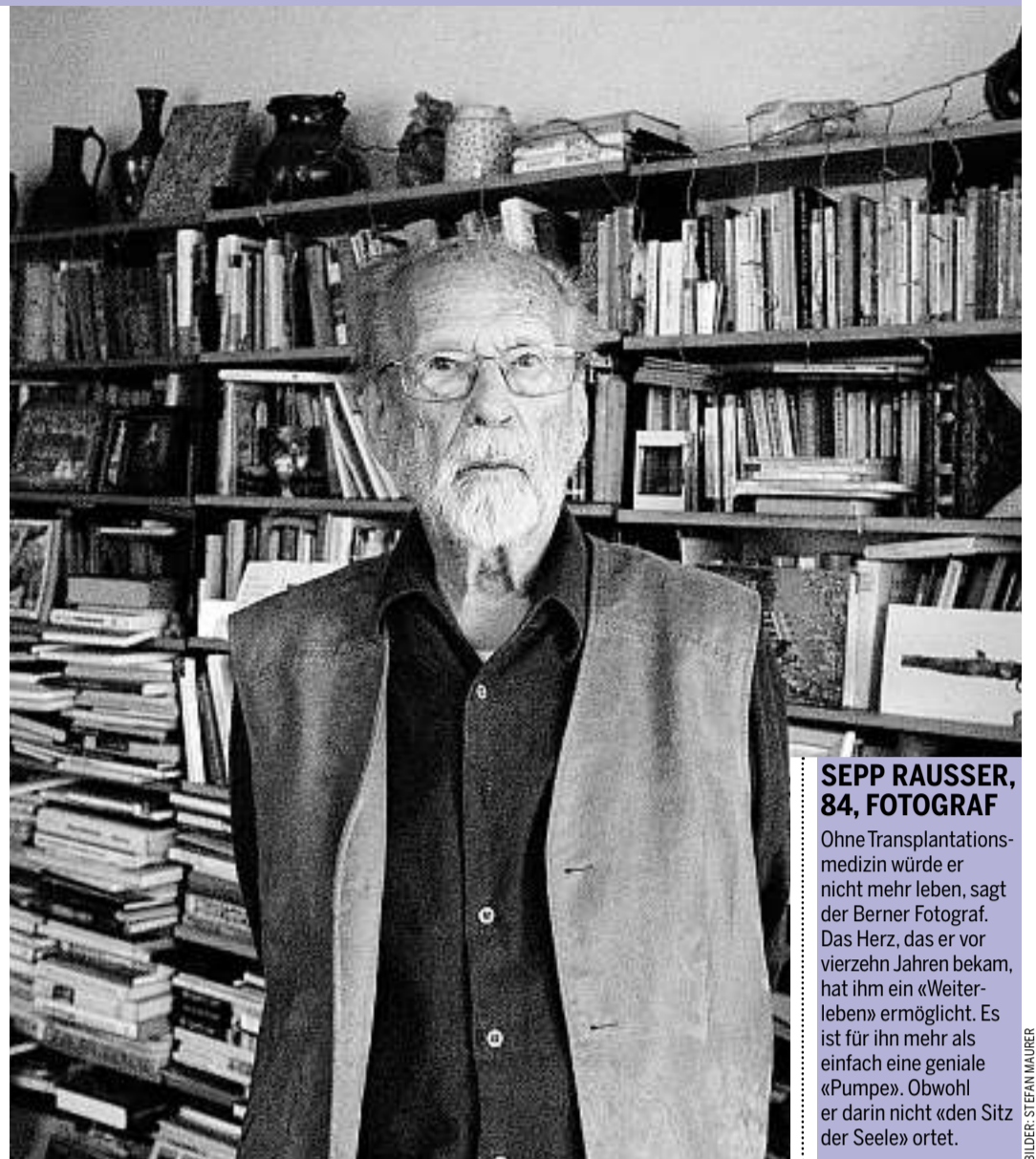
DISKUSSION. Würden Sie, liebe Leserin, lieber Leser, Ihr Herz spenden? Oder ein Spenderherz in Empfang nehmen?

Forum auf www.reformiert.info


**H. N., 64,
LEHRER**

Seine Partnerin lag hirntot auf der Intensivstation, als die Ärzte ihm die Frage stellten: Dürfen wir ihr die Organe entnehmen? «Es war eine Überforderung», sagt er heute. Nicht so sehr die Anfrage an sich, aber die Situation, in der sie kam.

H. N. hat für seine Partnerin entschieden und ist überzeugt, richtig gehandelt zu haben


**SEPP RAUSSER,
84, FOTOGRAF**

Ohne Transplantationsmedizin würde er nicht mehr leben, sagt der Berner Fotograf. Das Herz, das er vor vierzehn Jahren bekam, hat ihm ein «Weiterleben» ermöglicht. Es ist für ihn mehr als einfach eine geniale «Pumpe». Obwohl er darin nicht «den Sitz der Seele» ortet.

Sepp Rausser hat für sein neues Herz nur einen Namen: «ein Wunder»

BILDER: STEFAN MAURER

«Weiterleben» heisst zweierlei

GESPENDET/ Seine Partnerin starb an einem Hirnschlag. Am Totenbett hat er einer Organspende zugestimmt.

H. N., 64, LEHRER

«Ich muss es so sagen: Grundsätzlich finde ich Organspende sinnvoll. Der Tod meiner Partnerin und die Umstände der Organentnahme im Spital haben bei mir aber einige Fragen aufgeworfen. Ich war damals völlig überrumpelt. Der Schlaganfall meiner Partnerin kam aus heiterem Himmel. Sie war erst fünfzig, wir hatten uns am Morgen wie immer

«Beim Abschiednehmen auf der Intensivstation hatte ich das Gefühl, (im Weg) zu stehen.»

H. N.

voneinander verabschiedet. Am Mittag dann die Nachricht: Sie sei zusammengebrochen, man habe sie notfallmässig ins Spital gebracht, es sehe nicht gut aus. Eine Stunde später stand ich in der Intensivstation, am Bett einer hirntoten Frau. Sie sah aus wie immer, hatte eine gesunde Farbe, einen fühlbaren Puls, der Brustkorb hob und senkte sich. Die Ärzte aber sagten: Klinisch ist sie tot. Und fast gleichzeitig mit dieser Nachricht kam die Frage, die mich völlig überrumpelte: Ob meiner Partnerin die Organe entnommen werden dürfen, erkundigte sich eine Ärztin. Gefühlmässig war ich dafür. Eine konkrete Verfügung meiner Partnerin gab es aber nicht. Wir hatten nie darüber gesprochen. Ich musste ganz allein entscheiden. Wie? Ich versuchte, mich so gut wie möglich in sie hineinzuversetzen. Sie war ein Mensch mit einem grossen Herzen, lebensfroh, kontaktfreudig, solidarisch, hilfsbereit. Deshalb sagte ich schliesslich Ja. In der Überzeugung, die Organspende sei sicher in ihrem Sinne gewesen. Der Entscheid fiel mir nicht leicht, aber wenn ich zurückdenke, so war das in diesem Moment nicht das grösste Problem. Das wirklich Unmögliche war, wie und wo der Entscheid gefällt werden musste. Wir standen in einem unpersönlichen Spitalzimmer,

die Türe war offen, überall Hektik, Maschinen... Und die Ärztin hatte kaum Zeit für mich. Sie wurde immer wieder weggerufen. Ich hatte das Gefühl, da geht es gar nicht mehr um meine Partnerin, da geht es nur noch um das, was sie der Medizin noch zu bieten hat. Es war ein Riesenstress, ich fühlte mich elend, hilflos, masslos überfordert.

Das Abschiednehmen danach auf der Intensivstation habe ich in ganz schlechter Erinnerung. Dauern machten sich Pflegende an den Geräten zu schaffen, und ich hatte das Gefühl, «im Weg» zu stehen. Ich konnte mich nicht in Ruhe verabschieden. Irgendwann bin ich dann gegangen, in der Überzeugung, jetzt stellen sie die Maschinen ab. Erst im Nachhinein habe ich durch den Bestatter erfahren, dass der Todeszeitpunkt erst viel später war. Warum? Ich weiss es nicht. Niemand hat mich informiert.

Das alles hat mich noch lange beschäftigt. Ich wollte zuerst noch Kontakt aufnehmen mit dem Spital. Und habe es dann doch sein lassen. Erst jetzt, da ich davon spreche, merke ich, wie sehr mich das alles belastet hat. Ob mich diese Erfahrungen geprägt haben? Ich denke schon. Jedenfalls habe ich danach für mich selbst eine Patientenverfügung geschrieben und meinen Sohn und meine Tochter informiert. Das war eines der besten Gespräche, die wir je hatten. Sie wissen jetzt, dass sie meine Organe nach meinem Tod spenden dürfen. Aber ich sagte ihnen auch: Entscheiden und mit dem Entscheid weiterleben müsst letztendlich ihr. Ich bin ja dann tot. Dass das Herz meiner Partnerin möglicherweise noch lebt, hat mich nie beschäftigt. Auch nicht getröstet. Getröstet hat mich einzig, dass ich damals wohl in ihrem Sinn gehandelt habe.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

EMPFANGEN/ Er hat ein Spenderherz bekommen und sagt, es lebe sich anders. «Aber nicht so, wie viele denken.»

SEPP RAUSSER, 84, FOTOGRAF

«Alle stellen mir immer wieder diese eine Frage: Lebt es sich anders mit einem fremden Herz? Natürlich lebt es sich anders. Aber nicht so, wie alle denken. Ich fühle nicht anders, aber es geht mir viel besser. Vor fünfzehn Jahren ging es mir so schlecht, dass ich kaum zwanzig Schritte gehen konnte, ohne mich hinzusetzen. Meine Pumpe machte einfach nicht mehr mit. Ich hatte früher viel geraucht und auch bereits einen Herzinfarkt hinter mir. Die Diagnose, mein Herz tue es nicht mehr lang, überraschte mich deshalb nicht. Irgendwann sagte ich zu meiner Ärztin: «Dann müssen wir wohl ins Ersatzteillager.» Es sollte ein Spass sein, an eine Herztransplantation dachte ich nicht. Ich war ja schon fast siebzig. Also viel zu alt für eine solche

«Es ist ein Wunder. Ich empfinde heute noch täglich Dankbarkeit für dieses Organ.»

SEPP RAUSSER

Operation, dachte ich. Die Ärzte waren offensichtlich anderer Ansicht. So kam ich auf die Warteliste. Und eines Tages – erstaunlicherweise ziemlich bald schon – erhielt ich einen Anruf, dass ein passendes Organ gefunden sei. Ich hatte fast ein schlechtes Gewissen. Es gibt doch sicher jüngere, war meine erste Reaktion. Aber offenbar war dem nicht so. Jedenfalls waren zu diesem Zeitpunkt keine anderen, passenden Kandidaten da. Und so kam ich also zu meinem neuen Herz. Es war ein Wunder. Ich empfinde noch heute täglich eine grosse Dankbarkeit für dieses neue Organ. Unterdessen bin ich ja selber eine Art medizinisches Mysterium. Ich lebe seit vierzehn Jahren mit neuem Herz und bin, so glaube ich, einer der ältesten Herztransplantierten in der Schweiz.

Wer mein Herzspender war, weiss ich nicht. Das dürfen sie einem ja nicht sagen. Ich habe trotzdem immer wieder gefragt, denn es nähme mich schon sehr wunder. Aber da ist nichts zu machen. Ich kann das ja verstehen. Zugleich stelle mir dann halt so Sachen vor, denke zum Beispiel, es sei bestimmt das Herz einer schwarzen Frau. Natürlich ist das Unsinn, aber ich fände es schön, mit dem Herz einer Frau weiterzuleben. Mit der Zeit denkt man halt unwillkürlich über solche Sachen nach. Zu Beginn sah ich alles rein technisch. Das Herz war für mich einfach eine geniale Pumpe, aber sicher nicht der Sitz der Seele oder so etwas. Heute denke ich ein wenig anders. Nicht, dass ich im Herz die Persönlichkeit vermutete, oder gar unsere seelische Schaltzentrale. Aber vielleicht sind unsere Organe ganz generell mehr als einfach nur Maschinen. Die Erinnerung steckt ja nicht nur im Hirn, sie steckt in unserem ganzen Körper. Das sagen sogar einige Ärzte, hab ich mal gelesen. Wie auch immer: Heute bin ich vorsichtiger in den Formulierungen. Selbstverständlich bin ich ein überzeugter Befürworter der Organspende. Ich würde nicht mehr leben, wenn diese Operation nicht möglich gewesen wäre. Ob ich einen Spenderausweis hatte vor der Operation? Nein. Man ist ja manchmal etwas denkfaul. Ich machte mir einfach keine Gedanken darüber. Darum befürworte ich heute das sogenannte Widerspruchsmodell, wie es einige Nachbarländer kennen. Da ist jeder ein Spender, wenn er sich nicht ausdrücklich zum Nicht-Spender erklärt. Mir geht es gut heute. Auch wenn ich täglich zwölf Medikamente schlucken muss, denke ich doch: Das neue Herz war ein Riesengeschenk. Ja, ich bin unendlich dankbar.»

AUFGEZEICHNET VON RITA JOST

Die Seelsorge kommt an

SPITALSEELSORGE/ Eine neue Studie zeigt: Spitalseelsorge wird sehr geschätzt. Dass es diese Studie braucht, zeigt: Spitalseelsorge muss sich rechtfertigen. – Ja, was tut sie eigentlich?

Eine achtzigjährige Frau liegt im Spital. Diagnose: schwere innere Entzündungen in der Magen-Bauch-Gegend. Ein Medikament, das die Blutgefässe verengt, hält die Frau künstlich am Leben: Sobald die Ärzte die Therapie abbrechen, ist der Tod der Frau nur noch eine Frage weniger Minuten. Ein Schock für die einzige Angehörige, die siebzehnjährige Enkelin. Jetzt ruft das Pflegepersonal den Spitalseelsorger. Er spricht mit der jungen Frau, hört, dass sie sich andere Menschen herbeisehnt. So wird ihre Tante hergerufen. Auf Betreiben des Spitalseelsorgers wird dafür der Sterbeprozess verzögert. Die Präsenz der Tante kann die Enkelin beruhigen. Doch auch der Seelsorger soll bei ihr bleiben, als das Medikament abgesetzt wird. Innert zehn Minuten stirbt die achtzigjährige Frau; die eine Hand hält die Enkelin, die andere der Seelsorger.

KOMPETENT. Das ist Spitalseelsorge! Jedenfalls gemäss einer Umfrage, die der Pastoraltheologe Urs Winter-Pfändler bei 231 Stationsleitungen und 679 Patienten in Deutschschweizer Spitälern gemacht hat. Resultat der Befragung: Die Sterbe- und Trauerbegleitung wird als wichtigster Beitrag der Spitalseelsorge angesehen; sie erhielt von möglichen 6 Punkten deren 5,5, während die «religiös-spirituelle Betreuung» nur 4,6 Punkte erreichte. Philipp Kindler, reformierter Seelsorger am Kantonsspital Aarau, überrascht das nicht: «Pfleger haben kaum Zeit für die intensive Betreuung von Angehörigen. Deshalb greift man auf uns zurück.»

Auch der Berner Theologieprofessor Christoph Morgenthaler, der die Studie als Seelsorgefachmann begleitet hat, findet die Ergebnisse «naheliegend» – und zugleich «verfänglich»: «Die Seelsorge wird gern in den Bereich Sterbe- und Trauerbegleitung abgeschoben.» Dabei sei der weniger spektakuläre Dienst abseits der Todesgefahr mindestens ebenso wichtig. Auch Philipp Kindler bestätigt, dass er nur zehn Prozent seiner Besuche den Sterbenden und ihren Angehörigen widme. Sein Alltag besteht vorab aus Gesprächen und Handlungen, die Patienten durch die Krankheitsphase tragen sollen. Seelsorger hören zu, helfen den Patienten beim Artikulieren von Gefühlen, suchen nach Ressourcen oder sprechen – wieder häufiger als früher – Gebete.

VERNETZT. Immerhin: Auch dieser weniger spektakuläre Dienst wird von den befragten Patientinnen und Patienten als wichtig angesehen: Diese sogenannten «psychosozialen Interventionen» erhalten die gute Durchschnittsnote 2,9 (von 4). Entscheidender noch für die Bewertung eines Seelsorgegesprächs sind aber weiche Faktoren wie Freundlichkeit und Einfühlungsvermögen. Aus allen formulierten Kriterien ergab sich schliesslich eine hohe Akzeptanz und Zufriedenheit der Patienten mit den Seelsorgegesprächen (Note 7,3 von 8).

Die Resultate der Untersuchungen können sich also sehen lassen. Bloss: Wen gehen sie etwas an? Ein wichtiger Adressat ist das Spitalmanagement. Die Studie will für den Service der Seelsorge werben, gerade angesichts des Kostendrucks (s. Kasten) und der wachsenden Konkurrenz durch Psychoonkologen und philosophische Lebensberaterinnen. Zum Zweiten soll die Studie den Seelsorgenden die Türen zu den Stationszimmern öffnen, wo sie sich an Rapporten und Computern über Patienten informieren können. Und schliesslich soll das Pflegepersonal die

«Pfleger haben kaum Zeit für die intensive Betreuung von Angehörigen. Deshalb greift man auf uns zurück.»

PHILIPP KINDLER, SEELSORGER

Seelsorge kennen und wissen, was sie tut. Studienverfasser Winter-Pfändler: «Erst dann lassen Pfleger, wenn sie an Grenzen stossen, die Seelsorger auch kommen.»

ÖKUMENISCH. Der Appell zur Zusammenarbeit fällt aber auch auf die Seelsorge zurück. Der Rückzug in ein seelsorgerliches Reduit, wo Kenntnisse über Medizin und Stationsabläufe ohne Bedeutung sind, ist gemäss Urs Winter-Pfändler passé: «Wenn Seelsorge gehört werden will, muss sie sich in den vorgegebenen Rahmen des Spitals einfügen.» Das heisse auch, dass es für die Pflege

pro Station nur eine seelsorgerliche Ansprechperson geben dürfe, sei sie nun reformiert oder katholisch. Im Kantonsspital Aarau ist diese Forderung nach ökumenischer Zusammenarbeit erfüllt. Die ganz grosse Verschweigerung von Pflegedienst und Seelsorge wird es aber nie geben. Dafür sorgt nicht zuletzt das Seelsorgegeheimnis. Spitalseelsorgerinnen und -seelsorger sollen zwar Einsicht in Patienteninformationen der Pflege erhalten, umgekehrt

abernur in beschränktem Rahmen. Dieses Ungleichgewicht kann ansatzweise kompensiert werden: So legt Philipp Kindler gegenüber der Stations- und Spitalleitung regelmässig Rechenschaft über seine Tätigkeit ab. Letztlich darf die Seelsorge aber auch ein Störfaktor bleiben, meint Urs Winter-Pfändler: «Sie soll immer eine kritische Distanz behalten. So kann sie auch das technisierte Verständnis der Medizin hinterfragen.» **REMO WIEGAND**



Gute Diagnose für die Spitalseelsorge: Sie kommt bei Patientinnen und Patienten an

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Redaktor Religion bei
Radio DRS und Buchautor



Von leckeren Torten und flüssigem Brot

KAFFEE. Die Liste der Nebenwirkungen ist lang: Nervosität, hoher Blutdruck, Kreislaufbeschwerden, Herzrhythmusstörungen und noch einiges mehr. Kaffee ist ungesund, wird gewarnt. Doch es gibt auch Studien, die das Gegenteil behaupten: Kaffee tut dem Herzen gut, wirkt krebshemmend, beugt Diabetes, Gicht und Alzheimer vor. Kaffee ist gesund. Was soll man jetzt glauben?

SCHOKOLADE. Ähnlich ist es bei der Schokolade. Sie enthält zu viel Fett und Zucker, ist also schädlich. Aber gar keine Schokolade ist auch schädlich, denn die Kakaobohnen enthalten gesunde Wirkstoffe. Sie wirken sich auf Herz und Kreislauf positiv aus, senken den Blutdruck, schützen die Gefässe und beruhigen die Nerven.

Und so rehabilitiert ein Berner Medizinprofessor die Schwarzwäldertorte mit dem Argument, sie bestehe aus gesunden Zutaten. Doch er fügt hinzu: «Die Stücke sind zu gross.»

MASS. Womit wir beim entscheidenden Punkt wären: der Frage nach dem rechten Mass. Was das konkret heisst, lässt sich in der Klosterregel des heiligen Benedikt nachlesen. Für Benedikt ist das rechte Mass die Mutter aller Tugenden. Es hält die Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, ist je nach Mensch verschieden und muss immer wieder neu ausgelotet werden. Das ist wesentlich klüger, als endlos über die gesundheitlichen Vor- und Nachteile von Kaffee, Schokolade und andern Nahrungsmitteln zu streiten.

WEIN. Wo die Sorge im Vordergrund steht, sich ja richtig zu ernähren, geht der Genuss verloren. Benedikt wusste das und gestand seinen Mönchen deshalb nicht nur eine gute Mahlzeit, sondern auch ein Glas Wein zu. Heute streiten sich die Experten, ob der Wein das Hirn schädige oder umgekehrt die Neubildung von Nervenzellen fördere. Von der Kunst des Geniessens sprechen sie nicht.

FETT. Dass die Diskussionen um die richtige Ernährung heute mit dem Eifer von Glaubenskriegen geführt werden, ist kein Zufall. Gesundheit ist zur Ersatzreligion geworden, wie der Arzt und Theologe Manfred Lütz feststellt. Mit viel missionarischem Eifer wird über versteckte Kalorien, Omega-3-Fettsäuren und tierische Fette debattiert. Dafür hat Manfred Lütz nur Spott übrig: «Es gibt Menschen, die leben nur noch vorbeugend, um dann gesund zu sterben. Doch auch wer gesund stirbt, ist definitiv tot.»

BIER. Jetzt beginnt dann die Fastenzeit. Eine ernste Angelegenheit, gewiss, für die alten Mönche aber keine Bierernste: Sie durften Bier trinken. Das «flüssige Brot» galt als Fastengetränk. Einige Klöster unterhalten bis heute Bierbrauereien. Auf der Etikette eines Klosterbiers ist oft ein dicker, fröhlicher Mönch abgebildet. Offensichtlich ein Geniesser. Und trotz eines vielleicht nicht ganz gesunden Lebensstils kerngesund.



Ja zur Ausschaffungsinitiative – auch dank der Mitglieder der Landeskirchen

Reformierte Urnengänger: Mehrheit stimmte rechts

ANALYSE/ Die Kirchenleitung lehnte sie ab, die Basis stimmte ihr zu: Die SVP-Ausschaffungsinitiative fand sowohl unter Reformierten wie auch unter Katholiken eine Mehrheit. Nicht aber bei den Konfessionslosen.

Der 28. November 2010 dürfte in die Geschichte eingehen: Mit der Ausschaffungsinitiative der SVP setzte sich erstmals ein Volksbegehren im Bereich der Ausländerpolitik durch: 52,9 Prozent der Stimmenden legten ein Ja in die Urne. Der vom Parlament ausgearbeitete Gegenvorschlag hingegen fand beim Volk keine Gnade: 54,2 Prozent lehnten ihn ab.

Die Vox-Analyse, eine repräsentative Befragung der Bevölkerung im Nachgang zur Abstimmung, hat nun gezeigt, dass die Initiative ihren Erfolg einerseits der geschlossenen Unterstützung durch die Sympathisanten der SVP zu verdanken hat: 98 Prozent von ihnen stimmten Ja. Andererseits fand die Vorlage auch in bürgerlichen Kreisen Zuspruch: Jeder Zweite aus den Reihen der FDP (51%) sowie eine starke Minderheit der CVP-Wählerschaft (37%) sprachen sich für das Begehren aus, obwohl beide Parteien die Neinparole be-

schlossen hatten. Die Nachbefragung zeigt weiter, dass der direkte Gegenvorschlag zum Bumerang wurde: Er scheiterte, weil er sowohl von rechts als auch von links angegriffen wurde. Die Doppelnestrategie von SP und Grünen trug wesentlich zur Ablehnung bei.

DER GROSSE GRABEN. Die Vox-Analyse zeigt erneut auch eine Diskrepanz zwischen den Empfehlungen der Kirchenleitungen und dem Abstimmungsverhalten der Basis: Obwohl sich der Evangelische Kirchenbund (SEK), die katholische Bischofskonferenz, das evangelische Hilfswerk Heks und dessen katholisches Pendant Caritas gegen die Initiative starkgemacht hatten, wurde diese sowohl von den Abstimmenden reformierter Konfession (54,4 % Ja) als auch von jenen, die der römisch-katholischen Kirche angehören (55,6 % Ja), angenommen. Konfessionslose hingegen lehnten sie ab

(52 % Nein). Immerhin: Wer regelmässig in die Kirche geht, stimmte gegen die Initiative (52 % Nein), während Menschen, die nur einmal pro Jahr einen Gottesdienst besuchen, sie deutlich guthiessen (59 % Ja).

Schon bei der Minarettverbotsinitiative vom November 2009 und der Abstimmung über die Asylgesetzrevision vom September 2006 war die Basis nicht der Empfehlung der Kirchenleitungen gefolgt. Darauf angesprochen, sagte Thomas Wipf, Ende letzten Jahres zurückgetretener SEK-Präsident, im Gespräch mit «reformiert.»: «Von unseren Grundüberzeugungen her konnten wir diese Vorlagen nicht unterstützen. Als Christinnen und Christen müssen wir die Menschenrechte hochhalten, im Fremden den Nächsten erkennen und dessen Würde verteidigen.» Gleichzeitig dürfe die Kirche aber die Sorgen und Probleme der Menschen nicht aus den Augen verlieren. **MARTIN LEHMANN**

NACHRICHTEN

Pfarrer muss vor Obergericht

THALHEIM. Der frühere reformierte Pfarrer von Thalheim muss sich vor Obergericht wegen mutmasslichem sexuellem Missbrauch an seiner ältesten Tochter verantworten. Die erste Instanz, das Bezirksgericht Zofingen, hatte ihn im Juni 2010 freigesprochen. Nun hat die Staatsanwaltschaft Rekurs gegen den Freispruch eingelegt. Sie hatte im Prozess eine Freiheitsstrafe von fünf-einhalb Jahren für den Pfarrer gefordert. Dieser trat nach seinem Freispruch als Pfarrer von Thalheim zurück. **SAS**

Kirchenparlament mit neuer Präsidentin

SYNODE. Silvia Kistler, Betriebswirtschaftlerin aus Brugg, präsidiert für die nächsten vier Jahre das Kirchenparlament der Reformierten Landeskirche Aargau. Sie wurde am 19. Januar an der konstituierenden Sitzung der Synode gewählt. **RIA/SAS**

Theologie und Recht: neuer Leiter

WAHL. Der Aargauer Kirchenrat hat als neuen Leiter der Stabsstelle Theologie und Recht Dr. theol. Beat Huwyler aus Basel gewählt. Der heutige Chefredaktor der Zeitschrift «Leben und Glauben» tritt sein Amt am 1. Mai 2011 an und ist zuständig für die Pfarrerausbildung und für die juristische und theologische Beratung des Kirchenrats und der Kirchenpflegen. **RIA/SAS**

marktplatz.

INERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 30

Steuererklärung
ausfüllen!
Professionell, preiswert, prompt.
durch Christoph Urech.
Rufen Sie an: 062 891 84 15

Seit 16 Jahren finden Singles ihren Wunschpartner bei
PRO DUE
Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten
in Kontakt, die gut zu Ihnen passen. Machen auch Sie diesen
Schritt und verlangen Sie unsere Informationsunterlagen.
AG 062 842 44 42 LU 041 240 72 28
ZH 044 362 15 50 www.produe.ch

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme
**HANDLÄUFE
INNEN + AUSSEN!**
Beratung
u. Montage
in Ihrer
Nähe!
• günstige Preise
inkl. Montage
• Fachberatung
• grosse Auswahl
www.flexo-handlauf.ch
☎ 052 534 41 31



REFORMIERTE LANDESKIRCHE AARGAU

Reformierter Fernsehgottesdienst
am 6. März 2011, 10 Uhr, in der Kirche Baden

Das Schweizer Fernsehen sendet auf SF 1 live am Sonntag, 6. März, aus der reformierten Kirche Baden einen Gottesdienst zur Fasnacht «Söll i oder söll i nid!»

Gäste aus dem ganzen Aargau sind zu diesem besonderen Ereignis herzlich eingeladen. Der Anlass beginnt bereits um 9.30 Uhr mit einem Einsingen und der Einführung in die Fernsehsendung. Von 10 bis 10.45 Uhr findet der Gottesdienst statt.

Er wird von einem Team der Reformierten Kirchgemeinde Baden mit Pfarrer Markus Graber, zusammen mit der Guggemusik «Dättschwiler 05» gestaltet. Anschliessend Apéro vor der Kirche. Mehr Infos auf www.refkirche-baden.ch.

Die weiteren Fernsehgottesdienste 2011 aus Baden:
22. Mai, 4. September und 27. November.

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 90 91
Ostschweiz 071 640 00 80
Zürich 052 672 20 90 www.zum-du.ch

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Weltgebetstag. Die Liturgie des diesjährigen Weltgebetstages der Frauen vom **4. März** wurde von Chileninnen verfasst. Sie zeigt, dass der Wohlstand in Chile nach wie vor ungerecht verteilt ist und die Schatten der langjährigen Pinochet-Diktatur (1973–1989) noch immer auf dem Land liegen. Der Weltgebetstag wird in vielen Gemeinden gefeiert: Angaben auf der Gemeindeseite, die «reformiert.» beiliegt.

Der **Gehörlosengottesdienst** zum Weltgebetstag mit anschliessendem Mittagessen findet am **5. März, um 12.00** in der Gehörlosenkirche Zürich-Oerlikon (Oerlikonerstrasse 98) statt. Geleitet wird er von den Pfarrerrinnen Anita Kohler und Antje Warmbrunn. Anmeldung: Tel. 061 701 22 45, anita.kohler@ref-aargau.ch.

Segnungsfeier. Zur ökumenischen Feier vom **6. März um 17.00** in der Kirche Peter und Paul in Aarau sind langzeit- und chronischkranke Kinder und Jugendliche zusammen mit ihren Familien und Betreuenden willkommen. Zur Feier laden die Spitalseesorgerinnen Franziska Schär und Valeria Hengartner-Ponzo sowie eine betroffene Mutter ein. Auskunft: reformiertes Pfarramt am Kantonsspital Aarau, Tel. 062 838 44 96.

Meditation. Pfarrer Toni Gruber bietet am **10. März um 19.30** im Saal des reformierten Kirchgemeindehauses Erlinsbach eine Einführung in die christliche Zen-Meditation mit Texten von Teresa von Avila an. Danach besteht die Möglichkeit, regelmässig zusammen zu meditieren. Toni Gruber meditiert seit zwanzig Jahren und wurde vom Benediktiner und Zen-Meister Willigis Jäger für solche Einführungen autorisiert. Infos und Anmeldung unter Tel. 062 844 27 59, t.gruber@bluewin.ch.

Vortrag. Der bekannte Zürcher Obachlospfarrrer Ernst Sieber, der auch ein Aids-Hospiz ins Leben gerufen hat, spricht über die Bedeutung von Sterbebegleitung und die Bedürfnisse Sterbender und ihrer

TIPP



Bühnenpoet Simon Libsig

Libsig trifft ...

INTEGRATION/ Mit der Aktionswoche «Blickwechsel» will das evangelische Hilfswerk Heks für das Thema Integration sensibilisieren und organisiert Begegnungen zwischen Prominenten und sozial benachteiligten Menschen. In Aarau tauscht sich der bekannte Autor und Bühnenpoet Simon Libsig mit der interkulturellen Dolmetscherin Ayten Gülkatan-Sarlar vom Heks Linguadukt Aargau/Solothurn aus.

Blickwechsel: Donnerstag, 24. März, Bullingerhaus Aarau. 19 Uhr: moderiertes Gespräch zwischen Simon Libsig und Ayten Gülkatan-Sarlar. 19.30 Uhr: Auftritt Simon Libsig

Angehörigen. **10. März, 19.30**, Bullingerhaus, Jurastrasse 13, Aarau.

Referat. Die ökumenische Kommission Kirche und Wirtschaft lädt zum Referat «Biomasse und Abfall als wertvolle Rohstoffe und Energielieferanten» ein. Prof. Dr. Christian Ludwig, Professor am Paul-Scherrer-Institut, erklärt, wie Abfälle zu wertvollen Produkten umgewandelt werden können. **24. März, 17.15**, Paul-Scherrer-Institut, Besucherzentrum, Villigen.

Abendmusik. Das Ensemble «Musike & Mirth» spielt virtuose englische Kammermusik aus dem 17. Jahrhundert von John Jenkins und Christopher Simpson und William Lawes. **12. März, 20.00**, Stadtkirche Brugg..

Salbungsgottesdienst. Beim traditionellen Salbungsgottesdienst auf dem Rügel wird den Teilnehmenden wohlriechendes Öl auf Stirn und Hände gestrichen – als Zeichen der Stärkung. **20. März, 17.00**, Tagungshaus Rügel, Seengen. Tel. 062 838 00 10, www.ruegel.ch.

RADIO- UND TV-TIPPS

Der Dybbuk. Nach jüdischem Volksglauben ist der Dybbuk ein Totengeist, der die Lebenden besetzt. Generationen von Künstlern haben sich von dieser Figur inspirieren lassen, unter ihnen auch der Schweizer Autor und Regisseur Luc Bondy. **6. März, 12.05, SWR2**

Organspende. Die Reportage begleitet Ärzte einer Intensivstation im dramatischen Prozess der notwendigen Feststellung des Hirntodes bis zu einer Organentnahme. **6. März, 17.30, ARD**

Entschleunigung. Moderne Technologien helfen zwar, Zeit zu sparen, beschleunigen aber zugleich manche Lebensvorgänge. Gibt es einen Ausweg aus diesem Hamsterrad? Ein Gespräch mit dem Zeitforscher und Soziologen Hartmut Rosa. **13. März, 8.30, DRS 2**

Israel. Unweit von Jerusalem liegt «Kiriath Yearim», ein Kinderdorf für sozial benachteiligte und schwer erziehbare Kinder und Jugendliche in Israel. Dies ist auch dank christlich-jüdischer Hilfe aus der Schweiz möglich. Eine Reportage. **20. März, 8.30, DRS 2**

Wasser. Anlässlich des Weltwassertages thematisiert der Themenabend die zunehmende Verlagerung der Wasserversorgung von der öffentlichen zur privaten Hand. **22. März, 20.15, Arte**

SERIE: REFORMIERTSEIN HEUTE (15)



Oft hin und her gerissen: Sabine Zulauf

Zweifeln erlaubt

UMFRAGE/ Was heisst Reformiertsein heute? «reformiert.» will es wissen: diesmal von Sabine Zulauf, Künstlerin und Verkäuferin aus Bümpliz.

«Mit 22 bin ich aus der Kirche ausgetreten: weil meine kritischen Fragen im Konfunterricht stets abgeblockt worden waren und ich, notabene nach einer Indienreise, von der fernöstlichen Spiritualität angezogen wurde. Zwanzig Jahre später trat ich wieder ein – vorab wegen meiner Buben, welche in der KUW interessante Leute kennenlernen. Ja, es sind die Menschen, die mir wichtig sind und die dieser Kirche ein Gesicht geben. Ich schätze es, dass es Pfarrerrinnen und Pfarrer gibt, die kein Blatt vor den Mund nehmen, Missstände benennen, Ungerechtigkeiten beklagen – und sich auch nicht scheuen, zu ihren Zweifeln zu stehen. Auch ich bin in Glaubensdingen oft hin und her gerissen. Und froh, dass von mir kein Bekenntnis verlangt wird. Zudem habe ich entdeckt, dass die Bibel kein weltfremdes Buch ist, sondern brandaktuell, politisch – und inspirierend. Gerade für eine Künstlerin.» SABINE ZULAUF

«Die Bibel ist kein weltfremdes Buch, sondern brandaktuell.»

SABINE ZULAUF, 47, Künstlerin, Erwachsenenbildnerin, Mitarbeiterin im Berner Matateladen und angehende Katechetin.

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann».

Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holt-Huizen, Sabine Schüpbach Ziegler (Brugg), Samuel Geiser, Rita Jost, Martin Lehmann (Bern), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Chur), Christa Amstutz, Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Käthi Koenig, Christine Voss (Zürich)

Blattmacherin: Annegret Ruoff

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektorat: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Aargau

Auflage: 105 000 Exemplare

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau

Herausgeberkommission: Urs Karlen, Präsident

Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holt-Huizen, Sabine Schüpbach Ziegler, Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71
annegret.ruoff@reformiert.info

Geschäfts- und Verlagsleiterin: Tamara Jud, Tel. 056 444 20 77
Fax 056 444 20 71
tamara.jud@reformiert.info

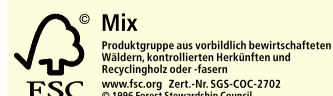
Sekretariat: Barbara Wegmüller, Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
barbara.wegmueller@reformiert.info

Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchgemeinde

Inserate: Anzeigen-Service Preyergasse 13, 8022 Zürich
Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09
anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss 4/11: 2. März 2011

Druck: Ringier Print AG Adligenswil



LESERBRIEFE



REFORMIERT. 2/11: Lucens: «Das grosse Vergessen»

STIMMUNGSMACHE

Einmal mehr muss der Reaktorunfall von 1969 in Lucens zur Stimmungsmache erhalten. Da wird von Reaktorexpllosion, von explodierten Brennelementen, von einer fatalen nuklearen Kettenreaktion gesprochen. Der Bevölkerung wird mit diesen Schlagwörtern bewusst Angst eingejagt. Die tatsächlichen Verhältnisse liegen zum Glück anders. Eine Reaktorexpllosion hat es in Lucens nie gegeben. Eines der 72 Druckrohre wurde infolge lokaler Überhitzung ballonartig aufgeblasen und zum Bersten gebracht. Die Sicherheitseinrichtungen haben sofort die Abschaltung des Reaktors ausgelöst. Die Behauptung, Brennelemente seien explodiert, ist ein Unsinn, denn sie konnten nicht explodieren, nur durch Einwirkungen von aussen beschädigt werden, was zum geringen Austritt von radioaktiven Gasen über den Kamin geführt hat. Zu Umweltbelastungen ist es nicht gekommen, und die Öffentlichkeit wurde unmittelbar und korrekt informiert.

Zur Stimmungsmache wird auch behauptet, es hätte ein Jahr gedauert, bis das Containment habe betreten werden können. Grund für die Verzögerung war, dass nach einem Jahr der Strahlungspegel um Potenzen geringer ist. Kommt hinzu, dass die Vorbereitung der Einrichtungen, die für den Rückbau und für die Rückgewinnung des Schwerwassers benötigt wurden, zirka ein Jahr beansprucht hat. Ein Vergleich mit Tschernobyl ist nicht statthaft. In Lucens stand ein Forschungsreaktor geringer Leistung, in Tschernobyl ein hoch potentes Kraftwerk. Dort hat eine massive Kernschmelze stattgefunden, die Anlage wurde auseinandergerissen, das Ausmass der Verseuchung war verheerend. Der Nuklearreaktor ist keine widernatürliche Erfindung, wie das oft suggeriert wird. Der Mensch hat den nuklearen Spaltprozess nur nacherfunden. Vor Millionen von Jahren gab es schon natürliche Kernreaktoren in der Gegend der Stadt Oklo, in Westafrika (http://de.wikipedia.org/wiki/Naturreaktor_Oklo). Diese lehren, wie mit den Nuklearabfällen umzugehen wäre: Die Rückstände dort blieben über Millionen von Jahren stabil.

KARL BULA, BRUGG, 1964–68 IM NAMEN DER THERM-ATOM AG VERANTWORTLICH FÜR DEN AUFBAU UND DIE INBETRIEBSETZUNG DER ANLAGEN IN LUCENS

REFORMIERT. 2/11: Porträt «Rentner und Student, Christ und Freimaurer»

BAGATELLISIERUNG

Wie kann es sein, dass «reformiert.» die Freimaurer so bagatellisiert? Hat die Journalistin eine Ahnung, wer die Frei-

maurer sind und was sie tun? Ist die reformierte Kirche nun den Freimaurern nahe? So zumindest klingt dies im Artikel, und das hat mich sehr erstaunt. Ich finde es schon sehr fraglich, dass



Christ und Freimaurer: Werner Latal

meinem Sohn im Unterricht der reformierten Kirche Mutschellen Tarot-Karten gelegt wurden, auch wenn dies zum Thema des Unterrichts passte. Man kann die Offenheit auch überschreiten.

PASCALE HÄUSERMANN, E-MAIL

REFORMIERT. 2/11: Waffeninitiative: «Ja mit Zwischenöffnen»

EINMISCHUNG

Seit einiger Zeit muss ich feststellen, dass sich die kirchlichen Organe und in der Folge die Zeitung «reformiert.» in politische Auseinandersetzung einmischen. Dies ist problematisch und kaum Sache der Kirche. Die Darlegungen sind meist auf einen aus der Gesamtproblematik herausgegriffenen Aspekt konzentriert und sachlich wenig fundiert, auch wenn angebliche Fachleute zitiert werden. **FRANZ STALDER, DÖTTINGEN**

ÄRGERNIS

«reformiert.» wird für mich je länger je mehr zu einem unchristlichen Ärgernis. Nicht Verkündigung des Wortes Gottes, sondern politisches Agitationsblatt; nicht ausgewogen, sondern zunehmend parteipolitisch EVP-lastig; nicht reformiert basisdemokratisch, sondern von römisch-katholisch versuchten autoritätsgierigen Funktionären getragen. Es ist schon arg, dass das Blatt auch aus meinen Kirchensteuern finanziert wird. Es müsste ausgewogen und nicht überwiegend linkslastig sein. **MARKUS HEINRICH MEIER, ALT-KIRCHENRAT, AARAU**

REFORMIERT. ALLGEMEIN

AUSTRITT

Nächstenliebe und Toleranz existieren in der reformierten Kirche vor allem auf dem Papier. Zwanzig Jahre lang war mir die Kirche durch Höhen und Tiefen eine wichtige Begleitung. Fürs Geben und Nehmen braucht es keinen Massstab. Wird es aber zu einseitig, fühlt man sich ausgenutzt. So blieb mir am Ende nichts mehr übrig und ich bin am Karfreitag 2010 ausgetreten. Ich habe die Intoleranz, Kälte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen in der reformierten Kirche nicht mehr ausgehalten. Wertschätzung als Mensch und Christin erfahre ich seither selten. **DANIELA BRUN, ZUFIKON**

Ihre Meinung interessiert uns. Schreiben Sie uns an: zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Aargau, Storchengasse 15, 5200 Brugg.

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.



«Eine Stiftung ist nicht zum Wohl des Stifters da, sondern für die Leute, an die sie sich richtet»: Ursula Streit-Griessel

«Reden reicht nicht, man muss etwas tun»

PORTRÄT/ Warum sich Ursula Streit mit drei Millionen Franken für das Haus der Religionen in Bern einsetzt.

Eben aus der Karibik zurückgekehrt, wo sie den Winter verbringt, bittet Ursula Streit-Griessel strahlend in ihre Villa oberhalb des Wohlensees nahe Bern. Freimütig gibt sie Auskunft, warum sie sich mit drei Millionen Franken aus der mit ihrem verstorbenen Mann Rudolf Streit-Scherz gegründeten Stiftung für das Projekt Haus der Religionen in Bern engagiert. Und warum sie mit einem offenen Brief an andere Stiftungen appelliert hat, es ihr gleichzutun.

WAHRNEHMEN. Vielleicht hat es mit ihrer Kindheit zu tun: Als Protestantin besuchte sie im «stockkatholischen» Fulda eine von Nonnen geführte Schule und wurde von diesen als «Ketzerin» betrachtet. Sie studierte Sprachen, übersetzte einen Kriminalroman aus dem Amerikanischen, merkte aber bald, dass dies nicht ihre Bestimmung war. Als Presseassistentin trat sie in den Scherz-Verlag in Stuttgart ein und war sofort fasziniert vom Verlagswesen, wo sich Geld und Geist verbanden. Später heiratete sie den Verleger Rudolf Scherz, kam 1969 zu ihm in die Schweiz, wo sie die renommierte Firma bis zum Verkauf an die Holtzbrinck-Gruppe 1996

gemeinsam führten. Dies ermöglichte ihnen die Schaffung einer Stiftung: «Wir wollten Menschen erreichen, die zwischen die sozialen Netze fallen», blickt Ursula Streit auf die Anfänge zurück. So leistet die Stiftung oft Nothilfe: «Wir haben schon unzählige Zahnsanierungen finanziert, aber auch Zusatzausbildungen für Migranten oder Installationen für Behinderte.» Letztes Jahr etwa wurde rund eine Million Franken verteilt, mit Einzelzuwendungen zwischen 1000 und 400 000 Franken.

BEURTEILEN. Noch nie jedoch vergab die Stiftung gleich drei Millionen Franken aufs Mal wie nun für das Haus der Religionen. «Wir wollten ein Zeichen setzen und auch Anreize für andere schaffen», erklärt Ursula Streit resolut. Durch einen Zeitungsartikel war sie auf das Projekt aufmerksam geworden – und fand die Idee gleich «genial». Sie sei selbst nicht religiös, aber sie glaube an den Wert jeder Religion, insbesondere wenn es um Integrationsbemühungen geht. Nachdem sie sich versichert hatte, dass das Projekt einen soliden geschäftlichen Hintergrund hat, war für sie klar: «Reden reicht

nicht, man muss etwas tun.» Und in einem offenen Brief an die Verwalter der milliardenschweren Schweizer Stiftungen setzte sie noch einen drauf. Das Haus der Religionen sei ein «einmaliges Projekt», das Zeichen setze für die Schweiz und Europa.

HANDELN. Dass ihr Ruf bisher kein konkretes Echo gefunden hat, überrascht Ursula Streit nicht: «Viele haben Berührungspunkte vor dem Thema, man will nicht anecken.» Stiften heisse aber doch schenken, und da sollte man grosszügiger denken, sagt sie temperamentvoll. Eine Stiftung sei nicht zum Wohl des Stifters da, «sondern für die Leute, an die sie sich richtet». Deshalb hätten ihr Mann und sie auch bestimmt, dass das Stiftungsvermögen zehn Jahre nach ihrem Tod aufgebraucht sein müsse.

Vorerst ist die Rentnerin aber noch fit. Der Abend gehört dem Training im Fechtclub Bern, den sie ebenso präsidiert hat wie den Schweizerischen Fechtverband. Als sie dieses Amt 2001 abgab, schrieb die NZZ über Ursula Streit, der Begriff «Powerfrau» gefalle ihr nicht. Warum eigentlich nicht? **PETER ABELIN**

HAUS DER RELIGIONEN

Das geplante Haus der Religionen am Europaplatz in Bern soll ein Ort der Begegnung zwischen den Religionen sein. Das 10-Millionen-Projekt ist Teil einer Gesamtüberbauung mit Grossverteiler, Hotel, Altersresidenz, Büros und Wohnungen. Der Baubeginn ist im Frühling vorgesehen, der Bezug im Herbst 2013. Für das Haus der Religionen fehlen aber noch fast vier Millionen Franken.

Infos im Internet:
www.haus-der-religionen.ch

GRETCHENFRAGE

ANGELIKA OVERATH

«Auf Reisen habe ich einen Schutzengel dabei»

Frau Overath, wie halten Sies mit der Religion?

Ich bin in einer streng katholischen Familie aufgewachsen und habe während sechs Jahren als Externe eine dominikanische Klosterschule besucht. Meine Kindheit war also religiös. Im Alter von vierzehn Jahren habe ich die Literatur entdeckt.

Was hat das bewirkt?

Die Folge war ein Wechsel von der Religion hin zur Literatur. Die christliche Glaubensbotschaft wurde damit zu einer unter anderen. Für mich war Jesus Christus auf einmal nichts Sicheres mehr.

Und wie religiös leben Sie heute?

Religiöse Erfahrungen in der Kindheit sind sehr prägend. Trotzdem bin ich mit 38 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Heute würde ich mich als «gläubige Heidin» bezeichnen. Ich bin überzeugt, es gibt etwas, das uns übersteigt, etwas, das wir nicht erfassen können. Wir sind Geschaffene.

Wenn ich auf Reisen bin, habe ich stets eine Zeichnung von meinem jüngsten Sohn dabei, die einen Schutzengel zeigt: Ich glaube also an eine Kinderzeichnung.

Und wie erziehen Sie Ihre Kinder? Nach christlichen Werten?

Meine drei Kinder sind nicht getauft, haben aber immer den Religionsunterricht besucht. Sie sollen selbst entscheiden können, ob sie das christliche Angebot wahrnehmen möchten. Zu Hause leben wir ethische und moralische Werte, die dem christlichen Glauben entsprechen: Menschlichkeit, Rücksichtnahme, Gemeinschaft, Teilen. Meine Kinder spüren, dass ich an Menschen glaube.

Beten Sie?

Ich schreibe. Obwohl ich es leichter fände zu beten. Aber man kann doch nicht glauben, bloss, weil es leichter wäre.

INTERVIEW: FADRINA HOFMANN ESTRADA



ANGELIKA OVERATH, 54, arbeitet als Reporterin, Literaturkritikerin und Dozentin. Sie lebt mit ihrer Familie in Sent. Kürzlich ist ihr neuestes Buch «Alle Farben des Schnees» erschienen.

CARTOON CHRISTA

JÜRGEN KÜHN



VERANSTALTUNG

VORTRAG

LIEBE JENSEITS VON DOGMEN

Heute haben viele Menschen Mühe mit der institutionalisierten Religion. Sie leben ihre Spiritualität nicht mehr in der Kirche, sind aber sehr offen für die Tiefendimensionen des Lebens. In der Veranstaltungsreihe «Seele, Sinn und Sinne» des Tagungshauses Rügel kommen Persönlichkeiten zu Wort, die ausserhalb der Kirche Spiritualität leben und lehren. Den Beginn macht Annette Kaiser, Buchautorin und Leiterin der Villa Unspun-

nen in Wilderswil (www.villaunspunnen.ch). In ihrem Vortrag spricht sie über die Kraft der Liebe jenseits aller Glaubenssysteme und Dogmen. Die weiteren Vorträge halten der Schamane Galsang Tschinag (26.5.), der Sufi-Scheich Peter Cunz (21.9.) und der Religionswissenschaftler Georg Schmid (24.11.).

VORTRAG Annette Kaiser: 17. März, 20 bis 22.00, Naturama Aargau, Bahnhofplatz, Aarau, Eintritt Fr.20.– Infos zu ganzer Vortragsreihe: www.ruegel.ch